

Über Herders nationale Gesinnung.

Im Jahre 1773 hielt sich in Deutschland ein Franzose Namens Cacault auf zu dem Zwecke, den Charakter der Deutschen in ihrem Vaterlande zu studieren. Drei Monate war er in Wolfenbüttel gewesen und hatte „niemanden daselbst gesehen als Lessing“, da sagte ihm der hannöversche Arzt Zimmermann, der Verfasser der Schrift „Vom Nationalstolz“, wenn er deutschen Originalgeist in seiner Fülle sehen wolle, wenn er sehen wolle, was in Deutschland am merkwürdigsten sei, so müsse er nach Bückeburg gehen, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den dortigen Consistorialrat Herder mit ¹⁾ Diesem schönen Zeugnisse für Herders deutsches Wesen lassen sich andere Stimmen seiner Zeitgenossen aus des Dichters engerem und weiterem Kreise anreihen. Wenn Karoline Flachsland den tiefen Fall des Vaterlandes, das „nur noch Phantom und Schatten der Väter“ sei, aufs lebhafteste beklagte, so wusste sie, dass sie ganz aus Herders Seele schrieb, und sie war davon überzeugt, dass ihr Bräutigam als deutscher Mann die unwürdige Lage des Vaterlandes doppelt schwer empfand.²⁾ Aehnlich wie Karoline beurteilte Gleim seinen Freund Herder; er sah in ihm das Ideal des „einzigen rechten, wahren deutschen Mannes“;³⁾ Böttiger nannte ihn „den edlen Anwalt der still duldenden Nation,“⁴⁾ und Klopstock fühlte sich mit ihm, seinem „deutschen Herder“ zu gemeinsamer Vertretung des litterarischen Ansehns Deutschlands gegenüber England verbunden.⁵⁾ Die schönste Anerkennung aber fand Herders deutsche Gesinnung, als im Jahre 1787 der Markgraf Karl Friedrich von Baden ein Institut für den Allgemeingeist Deutschlands ins Leben rufen wollte. Da galt Herder für die geeignetste Persönlichkeit, nicht bloss das Programm zu entwerfen und die wesentlichsten Grundsätze schriftlich zu fixieren, sondern auch für die Ausführung des Planes die ersten einleitenden Schritte zu thun.⁶⁾ Alle diese Zeugnisse werden durch Herders Schriften vollauf bestätigt, und wer sich nur irgend in dieselben versenkt, der fühlt sich bald von einem starken Strome vaterländischer Empfindung getragen. Und doch hat diese Gesinnung Herders oft nicht die Anerkennung gefunden, welche sie verdient.⁷⁾ Zwar verkannte man nie den ausserordentlichen Anstoss, den der ganze Kulturzustand Deutschlands durch ihn erhielt; aber man hatte doch selbst bei seinen Verdiensten um die Förderung der nationalen Litteratur oft mehr den alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft, ja die Kultur der ganzen Welt umfassenden Geist vor Augen, als den Mann mit deutschem Herzen. Man war daran gewöhnt, in Herder mehr den begeisterten Vertreter der Humanität als den deutschen Patrioten zu sehen, und wenn Klopstock ihn als seinen „deutschen Herder“ in Anspruch nahm, so nannte Wieland ihn den „Erzpriester der Menschheit.“⁸⁾ Auch im Urtheile unserer Zeit gilt er vielfach nur als solcher. Zwar haben seine Biographen und Herausgeber wiederholt auf seine nationale Gesinnung hingewiesen; aber wer seine Schriften nicht genauer kennt, vergisst über seinem Menschentum leicht sein Deutschtum. Der Versuch, der hier unternommen wird, Herders nationale Gesinnung im Zusammenhange zu behandeln, erhebt natürlich nicht den Anspruch, jenes Vorurteil vollständig zu beseitigen; vielmehr wäre der Zweck der Arbeit erreicht, wenn sie auch nur einem kleinen Kreise Einsicht in das nationale Empfinden Herders verschaffen, nur einige Deutsche von der Tiefe und Wärme desselben überzeugen und dem Patrioten Herder bei ihnen die verdiente Anerkennung sichern könnte.

¹⁾ Herders Nachlass II, 330.

²⁾ Herders Nachlass III, 145 u. 154.

³⁾ Von und an Herder I, 159.

⁴⁾ Herders Werke hg. von Suphan 18, 554.

⁵⁾ Nachlass I, 205.

⁶⁾ v. Weech in den Preuss. Jahrb. XXI, S. 695. ⁷⁾ z. B. ist Herder selbst noch bei Biedermann (Geschichte des deutschen Einheitsgedankens. Wiesbaden 1894. S. 37) nicht erwähnt.

⁸⁾ Vgl. Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen S. 117.

Der nationale Standpunkt Herders hing mit seinen geschichtsphilosophischen Ansichten aufs engste zusammen. Er betrachtete die Erde als einen Garten Gottes, in welchem unzählige Blumen und Völker neben einander unter stets eigenartigen Verhältnissen blühen und gedeihen. Mit Vorliebe verglich er die Nationen mit Bäumen: „Jede Nation blüht wie ein Baum auf eigener Wurzel“¹⁾ und „auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflege wachsen verschiedene Früchte.“²⁾ Durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten, durch Sprache, Sitten und Gebräuche hat die Natur die Völker getrennt; denn „dem Haushalter der Welt war daran gelegen, dass zur Sicherheit des Ganzen, jedes Volk und Geschlecht sein Gepräge, seinen Charakter erhielt. Völker sollten neben einander, nicht durch und über einander drückend wohnen.“³⁾ Damit waren die einzelnen Nationen als individuelle, organische Wesen mit selbständigem, eigenartigem Charakter anerkannt und ihre Trennung und Verschiedenheit als von der Natur gewollt bezeichnet.

Jedes Volk ist also „ein Theil des Menschengeschlechts, in eine gewisse Gestalt organisirt, mit einem Namen bezeichnet“⁴⁾ Seine Bildung erfolgt allenthalben nach denselben Gesetzen: es entspringt aus Familien und Geschlechtern, welche, durch die Bande des Bluts, durch Tradition, Sitten und Sprache mit einander verbunden, zu einem Ganzen sich zusammenschliessen. Dies Band der Familien und Geschlechter ist unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen das zärtteste.⁵⁾ „Unser erstes Vaterland ist das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sei der Boden, sei das Klima, wie es wolle; die Seele sehnt sich dahin zurück.“⁶⁾ Mit fast schwärmerischem Eifer schildert Herder mehrfach die ersten Empfindungen, die ersten in der Jugend empfangenen Eindrücke, welche die frohesten Erinnerungen der Seele bleiben und ihr auf Lebenszeit Form und Gestalt geben.⁷⁾ „Diese ersten Empfindungen und Reize“, ruft er aus, „schuffen das süsse Wort Vaterland.“⁸⁾ Im Kreise der Familie beginnt sich zuerst die Hingabe, die Aufopferung für das Wohl anderer zu entwickeln, es beginnt der Kampf gegen den schlimmsten Erbfeind des menschlichen Geschlechts, den Egoismus; denn „die edle Flamme des Bestrebens für andere muss hell aufflammen, wenn man für ein Bestes wirkt, dem unsre Liebsten angehören, dem die schönsten Jugendeindrücke angehören, die rühmlichen Namen der Väter.“⁹⁾ Und wie der Herd des väterlichen Hauses, der Altar des väterlichen Gottes heilig ist, so ist auch die Sache des Vaterlandes heilig.¹⁰⁾ Die höchste Achtung hat Herder für die Bewohner desselben, für das Volk; er nennt es ehrwürdig; es ist der einzige Stand, den es im Staate giebt; „zu ihm gehört der König sowohl als der Bauer, jeder auf seiner Stelle, in dem ihm bestimmten Kreise.“¹¹⁾ Und während der Staat seinen Bürgern gesetzmässige Freiheit und Sicherheit gewähren¹²⁾ und das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte sein muss,¹³⁾ hat jeder Bürger die heilige Pflicht, für das Gemeinwohl thätig zu sein, zur Ehre der Nation beizutragen, wo er nur kann, und sie zu verteidigen, wo man ihr Unrecht thut.¹⁴⁾ Wie jeder auf einem Schiff sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden fühlt, „denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe“, so ruft jeden die Pflicht dem Vaterlande zu helfen. „Mithelfen musst du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Kapitolums wärest.“¹⁵⁾ „Sich dem Vaterlande hinzugeben . . . , das ist grosse Menschentugend.“¹⁶⁾ Das höchste Verdienst haben die Männer, welche einen Staat stifteten, ihn befestigten, erneuten und erhielten; das sind die grössten Helden des Vaterlandes, „weil auf der Wurzel ihrer Gedanken und Einrichtungen alles ruhet.“¹⁷⁾ Aber auch jede andre That, welche dem Schutze, der Förderung und Ausbildung des Volkes und der nationalen Güter gilt, ist in Herders Sinne patriotisch. Zu den höchsten Gütern einer Nation rechnet er Sprache und Religion, die, dem väterlichen Boden entsprossen, den Geist und Charakter des Volkes wiederspiegeln.¹⁸⁾ Wer diese vor Auswüchsen bewahrt, sie der Nation erhält und veredelt, nützt der Sache des Volkes und ist ein Patriot; wer reine Gesinnungen verbreitet,

1) 24, 48. 2) 17, 212. 3) 18, 235 f. 4) 18; 309. 5) 20, 341. 6) 17, 312. 7) 17, 312 f., 319. 8) 31, 543. 9) 31, 546. S. auch 18, 309. 10) 17, 315. 11) 18, 308. 12) 17, 315. 13) 17, 122 nr. 34. 14) 17, 211 und Erinnerungen II, 270. 15) 17, 316. 16) 13, 149. 17) 16, 301. 18) 24, 44.

das Volk bildet und dasselbe in Schulen, die dem Vaterlande gehören und „Nationalfarbe“¹⁾ haben müssen, zu gesunden Anschauungen erzieht, ihm bessere Erkenntnis vermittelt, das Gefühl für das Edle und Schöne in seiner Seele weckt, verdient den Namen eines Patrioten; wer durch „Schriften, Gewerbe und Anstalten“ die Allgemeinheit fördert, wer die Schäden in Kunst und Litteratur aufdeckt und beide auf nationale Bahnen lenkt, wer „der Kritik die Stimme der Freiheit wiedergibt“, das Unwürdige öffentlich mit Ernst tadelt, wer die sinkende Philosophie erhebt und die schreiende Unwissenheit entlarvt,²⁾ kurz wer Geschmack, Bildung und Gesittung, wie sie dem Geiste und Charakter des Volkes entsprechen, unter demselben verbreitet, erwirbt sich ein patriotisches Verdienst. Wer aber die Pflichten gegen sein Volk nicht erfüllt, wer „sein vaterländisches Gemüth verlor, hat sich selbst und die Welt um sich verlohren.“³⁾ Besonders scharf hebt Herder hervor, dass das Volk bei allem Fortschritt entschieden seine Eigentümlichkeit wahren müsse. „Jede Nation“, sagt er, „muss es fühlen lernen, dass sie nicht im Auge Anderer, nicht im Munde der Nachwelt, sondern nur in sich, in sich selbst gross, schön, edel, reich, wohlgeordnet, thätig und glücklich werde . . . Man muss lernen, dass man nur auf dem Platz etwas seyn kann, auf dem man steht, wo man etwas seyn soll.“⁴⁾ Von diesem Standpunkt aus weist Herder jede falsche Nachahmung anderer Völker und jede Vermischung mit denselben, auch in politischer Beziehung, entschieden zurück.⁵⁾ Nichts erscheint ihm so unnatürlich, „als die wilde Vermischung der Menschen-Gattungen und Nationen unter Einen Scepter. Zusammengeleimt werden sie in eine brechliche Maschine, die man Staatsmaschine nennt, ohne inneres Leben und Sympathie der Theile gegen einander . . . ohne Nationalcharakter ist kein Leben in ihnen . . . sie halten nicht zusammen, zerbrechen und zerfliessen wie Thon.“⁶⁾

Andrerseits weiss Herder wohl, dass eine Nation unvollkommen bleibt, wenn sie sich gegen andre Völker abschliesst und von ihnen nichts lernen will⁷⁾. Vielmehr sollte sie alle Errungenschaften fremden Geistes nützen, aber bei der Aufnahme derselben besonders darauf bedacht sein, durch Nachahmung nicht etwa ihre nationale Eigenart einzubüssen. „Alles Fremde muss sich gleichsam nationalisiren.“⁸⁾ Der Verkehr mit andern Völkern würde das Volk auch vor den Auswüchsen des Nationalstolzes sichern. Denn „der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer . . .; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Binde. Der Umschlossene sieht im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig.“⁹⁾ Solcher Nationalwahnsinn ist die schädlichste Krankheit der Geschichte,¹⁰⁾ „ein furchtbarer Name“¹¹⁾

Das höchste Ziel jedes Staates aber ist, unter Wahrung seiner nationalen Art seine Glieder zu Menschen zu erziehen, ihnen „zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fordert, nach der unser Bedürfniss strebet“.¹²⁾ So verschieden auch die Völker geartet sein mögen, in diesem Ziele kommen sie alle zusammen, es ist ihnen allen gemeinsam. Damit erhebt Herder sein Auge über die Grenzen des Vaterlandes und fasst das Volk als ein Glied der gesamten Menschengemeinde. Und wenn das Vaterland seine Bürger daran gewöhnt, in seinem Dienst sich selbst zu vergessen, wenn ihnen dies durch die Liebe zu den Gliedern der Familie, des Geschlechtes, durch die Gewohnheit des Zusammenlebens, durch die Aehnlichkeit äusserer und innerer Bildung, durch Tradition, Sitten und Gewohnheiten erleichtert wird, so werden sie nach Herders Ansicht durch alles dies gewissermassen nur zu der schwereren Pflicht vorbereitet, auch die andern Völker, die ganze Menschheit mit Liebe zu umfassen. Was das Gemüt beginnt, soll also der Verstand fortsetzen; denn wenn die Liebe zu den Volksgenossen mehr dem Gemüt entspringt, so ist doch die Liebe zur Menschheit eher eine Abstraktion des Geistes, hervorgegangen aus der Erkenntnis, dass wir Menschen alle die Kinder Gottes sind. Je schwerer aber die Pflicht, alle Menschen zu lieben, zu erfüllen ist, um so höher ist der sittliche Standpunkt desjenigen der sie erfüllt, und wer die ganze Menschheit mit liebevoller Seele umfasst, schaut zweifellos weit über denjenigen hinweg, der auf der Höhe des nationalen Patriotismus steht. In der heutigen Zeit des gesteigerten

1) 4, 400. 2) 4, 197. 3) 18, 337. 4) 18, 270. 5) 4, 477. 6) 13, 384. 7) 4, 477. 8) 4, 472.
9) 18, 208. 10) 23, 214. 11) 17, 230. 12) 17, 153.

Nationalgefühls freilich wird die gleichzeitige Hochhaltung des Volkstums und des Menschentums leicht als ein Widerspruch erscheinen; nach Herders Auffassung aber schliessen sich beide Gefühle keineswegs aus, sie bestehen nebeneinander, wie die niedrigeren Kuppen einer Gebirgskette neben dem alle überragenden, mächtig ansteigenden höchsten Gipfel. In Herders Seele war für beide Gefühle Raum, sie berührten sich bei ihm und bedingten sich gegenseitig. Er gehörte nicht im mindesten zu denen, welche über dem Weltbürgertum ihr Vaterland vergassen und verachteten; jenes war ohne dieses bei ihm nicht möglich. Wie feindlich er dem vaterlandslosen Weltbürgertum sogar gegenüberstand, zeigt aufs deutlichste folgende Stelle: „Wir haben zwar kein Vaterland, keine Unsern, für die wir leben; aber sind Menschenfreunde und Weltbürger. Schon jetzt alle Regenten Europas, bald werden wir alle die Französische Sprache reden! — Und dann — Glückseligkeit! es fängt wieder die güldne Zeit an, „da hatte die Welt einerlei Zunge und Sprache! wird Eine Heerde und Ein Hirte werden!“ Nationalcharactere, wo seydt ihr?“¹⁾ Nach Herder ist vielmehr die Vaterlandsliebe die unentbehrliche Vorstufe, die Grundlage für das kosmopolitische Menschentum „Man verwerfe das Wort Vaterland, und viele Thaten des Menschenfreunds fallen weg.“²⁾ Bürger und Mensch nennt er häufig in einem Atem.³⁾ Die Landeskinder sind „Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs.“⁴⁾ „Je besser ein Staat ist.“ meint er, „desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt“⁵⁾ „und was ein Staat leistet, ist um so höher zu achten, je mehr es die Menschheit fördert.“⁶⁾ Die That zum Wohl der Menschen ist ein Ruhm der Nation.⁷⁾ Und wenn Herder einesteils verlangt, dass die Schule Nationalfarbe bekommen soll, so soll sie doch auch für die Menschheit erziehen. „Jede öffentliche Schule ist ein Institut des Staats, also eine Pflanzschule für junge Leute nicht nur als künftige Bürger des Staats, sondern auch und vorzüglich als Menschen.“⁸⁾ Auch diese Bestrebungen zur geistigen Hebung der Menschheit nennt er patriotisch. In diesem Sinne ist ihm offenbar Rousseau „ein patriotischer Menschenfreund“⁹⁾ Demnach giebt es bei Herder einen Patriotismus für das engere Vaterland, für die Nation und für die Menschheit, d. h. ein hingebendes Wirken für das Wohl der kleineren, grösseren und grössten Allgemeinheit. Dem Grundsatz Fénelons: „Ich liebe meine Familie mehr als mich; mehr als meine Familie mein Vaterland; mehr als mein Vaterland die Menschheit“ schenkt er seine volle Billigung¹⁰⁾, und gern möchte er „zur Menschenliebe anmuntern, die, wenn sie seyn könnte, wahrhaftig mehr als Vaterlands- und Bürgerliebe wäre.“¹¹⁾ So erklären sich viele Urteile Herders: „Abbt fühlte als Mensch, dachte als Bürger, schrieb als Unterthan“¹²⁾ „er war ein Lehrer der Menschen und des ehrwürdigsten Theils derselben, des Volks“¹³⁾; Spalding schrieb „für Vaterland und Menschheit“¹⁴⁾, und wenn Karoline ihren Gatten bat, er solle doch manche scharfe Stelle in seinen Schriften mildern, so antwortete er: „Ich schreibe nicht für Weimar, ich schreibe für Deutschland, für die Welt“¹⁵⁾ Und Herder schrieb seine Briefe zur Beförderung der Humanität, vergass aber dabei über der Welt niemals sein Volk.

Zur Verwirklichung dieses seines Ideals der Menschenvereinigung, zur Verbindung der wie Brüder neben einander stehenden Völker, zur Schlichtung aller nationalen Gegensätze, zur Beseitigung aller Verfolgung, alles Neides und Streites, zur Erreichung des Zieles, dass „am grossen Schleier der Minerva alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken“¹⁶⁾ hält Herder schliesslich das Christentum für geeignet, welches „die reinste Humanität auf dem reinsten Wege gebietet“¹⁷⁾ und durch Verbreitung von „Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe“ Menschen an Menschen und Völker an Völker bindet.¹⁸⁾ Allerdings hat er dabei nicht das „Staatschristentum“ im Sinne, sondern nur „die Religion Christi, die Er selbst hatte, lehrte und übte; Nichts anders, als sie; sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als dass er sich den Menschensohn nannte“¹⁹⁾ Jeder Mensch ist „Mitbürger der grossen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrscht, ordnet, lenket“²⁰⁾. Dass Völker-

1) 5, 551. 2) 1, 25. 3) 1, 27. 3, 268. 4, 339 u. a. 4) 17, 22. 5) 17, 121. 6) 18, 270. 7) 18, 215
8) 30, 123. 9) Lebensbild I, 3a, S. 223. 10) 18, 241. 11) ebenda. 12) 2, 268. 13) 2, 269. 14) 1, 221. 15) Er-
innerungen II, 297. 16) 17, 212. 17) 18, 301. 18) 20, 91. 19) 17, 121 nr 30. 20) 17, 141.

sich blutig bekriegen, dass sie „gegen einander in einem ausserrechtlichen Zustande leben“, nennt Herder „eine Lehre der Dämonen, für den Tartarus und das Chaos, in die menschliche Gesellschaft nicht gehörig, einen Rest des Wahns toller Barbaren“¹⁾. Es müsste vielmehr auch unter den Nationen „allmählich ein gemeines Gefühl erwachen, dass jede sich an die Stelle jeder andern fühle“ und es unangenehm empfinde, wenn eine andre beschimpft oder beleidigt würde. Vermöchte dieses Gefühl sich auszubreiten, so würde „unvermerkt eine Allianz aller gebildeten Nationen“ zu stande kommen²⁾.

Herder und sein Vaterland Preussen.

Es fragt sich nun, ob den im vorangehenden Abschnitte entwickelten allgemeinen patriotischen Grundsätzen Herders auch sein Verhalten im besonderen entspricht. Es muss somit zunächst sein Verhältniss zu seinem engeren Vaterlande behandelt werden.

Obwohl sein Geist die ganze Welt umfasste, so hat er doch stets dem Vaterhause, der Familie, der preussischen Heimat die herzlichste Liebe und Teilnahme zugewandt, wie es bei einem Manne von so tiefem Gemüt, so warmer Empfindung und edler Gesinnung auch nicht anders sein konnte. Im Sommer 1762 verliess er Vaterhaus und Eltern, um sie nie wieder zu sehen. Die frohe Hoffnung, welche er in einem den Eltern gewidmeten Weihnachtsliede ausgesprochen hatte, es möge nun, wo der Krieg zu Ende gehe und „Friedrichs Adler“ sich senke, auch ihre Zukunft „reich an Glücke, reich an Zufriedenheit“³⁾ sein, erfüllte sich nicht. Schon 1763 starb sein Vater⁴⁾. Ihn selbst aber führte das Schicksal bald weiter hinweg von den Seinigen, aus dem Vaterlande in die Fremde. Von Riga aus flogen dann seine sehnsüchtigen Gedanken hinüber in die Heimat nach Mohrungen zu dem Grabe des Vaters, dem er die Grabschrift widmete: „Patriot für zween Menschenalter, ruhe sanft, mein Vater, Freund, Erhalter“⁵⁾. In demselben Gedicht dankte er auch der Mutter für ihre treue Liebe; sie war die Führerin seiner ersten geistigen Regungen gewesen und hatte ihn „als Mensch und Christ“ fühlen gelehrt. Auch später gedachte er zuweilen mit Wehmut des schützenden Vaterarms, der liebenden Mutterbrust⁶⁾. Wohin ihn auch sein Weg führen mochte, überall suchte er die Seinen, besonders die Mutter mit seinen Gedanken und Briefen auf; ihr schrieb er von Paris und Amsterdam, und als er auf diese Briefe keine Antwort erhielt, fragte er bei seinem Freunde Hartknoch an, wie es ihr gehe⁷⁾. Die Nachricht von ihrer Krankheit beunruhigte ihn sehr; mit geliehenem Gelde unterstützte er sie, und als die Kunde von ihrem Tode eintraf, war er tief betrübt⁸⁾. Auch die Erfahrungen, welche er in der Schule des strengen Rektors Grim, des ehrwürdigen Willamovius, des heuchlerischen Trescho gemacht hatte, knüpften ihn mit lebendiger Erinnerung an die Heimat. Oft stieg vor seiner Seele sein „frohes Jugendland“ auf, wo er als Kind gespielt und als Jüngling geträumt hatte, der Garten, der Wald, „die anmuthreichen Bäume“ und „der Silbersee:“ „Ach, in deinen Schoos versunken Sind die Welten, die ich trunken In dir sahe, Silbersee.“⁹⁾ Immer freute er sich darauf, so bekannte er Karoline 1770, die Gegenden seiner Kindheit, seines Vaterlandes einmal wiederzusehen¹⁰⁾. Und wie an Mohrungen und seiner Familie, so hing er auch an Königsberg¹¹⁾, seinen dortigen Freunden und seinen Landsleuten überhaupt. Hamann blieb, gewisse Störungen des Verhältnisses abgerechnet¹²⁾, sein Freund fürs Leben¹³⁾. Ihm, dem preussischen Patrioten, schrieb er Mitte März 1769, er hätte grossen Zug, an einem Blatte zu arbeiten, dem man preussische Originalität geben

¹⁾ 20, 93. ²⁾ 18, 271. ³⁾ 29, 227. ⁴⁾ Haym, Herders Leben und Werke I, 68. ⁵⁾ 29, 281. ⁶⁾ 29, 362. ⁷⁾ Brief aus Strassburg, Lebensbild III, 265. ⁸⁾ Vgl. die Nachweise bei Haym I, 504 in der Anm. ⁹⁾ 29, 73: „Träume der Jugend“ 1787. Aehnliche Stellen enthält das Gedicht „Die Dämmerung“ vom J. 1769. — 29, 315. ¹⁰⁾ Lb. III, 209. ¹¹⁾ Vgl. Rosenkranz, Rede zur Säkularfeier Herders. Königsberg 1844 S. 5. ¹²⁾ Haym I, 494 ff. ¹³⁾ Ders. II, 387.

könnte; „das Spottwort der Hallenser — Preussische Zeitungen — sollte sich in ein Ehrenwort verwandeln“¹⁾. Die Erinnerung an diesen Freund versetzte ihn oft in seine Jugendzeiten zurück. So schrieb er ihm 1781: „Sie sind mir beinah noch der Einzige von Allen, mein ältester, treuer, bester, der mir noch immer meine Jugendzeiten, die ich in Armuth und vergnügter Dumpfheit hinbrachte, zurückruft und an den ich mich gern so klammern möchte, wie an eine lebende dädalische Bildsäule ein Vertriebener, Umherirrender, der an ihr Jugend, Freund und Vaterland wiederfindet“²⁾. Unter den preussischen Dichtern ehrte er vor allen Simon Dach seiner Lieder und treuherzigen Preussensprache wegen³⁾. Wahrscheinlich schon als Student in Königsberg erwarb er einen kleinen, Simon Dach darstellenden Kupferstich, den er stets pietätvoll bewahrte, und auf welchem nach Herders Tod Karoline bemerkte: „Hat der Vater als Dichter und seinen Landsmann sehr hoch gehalten“⁴⁾. Es betrübte ihn, dass dieser sein Landsmann, in dessen Liedern der alte Nationalcharakter der Preussen sich zeige⁵⁾, in Deutschland wenigstens nicht ebenso bekannt sei wie Opitz und Fleming, und er sorgte für seine und Albertis Verbreitung. Hamann musste für ihn sogar eine Sammlung geistlicher Lieder Dachs anlegen, die er in dem Gesangbuch, das er vor 1778 herauszugeben beabsichtigte, veröffentlichen wollte⁶⁾. Auch über eine preussische Dichterin, die Gertrud Möllerin, sollte sein „lieber Landsmann“ ihm Auskunft verschaffen; es sei einmal die Beschäftigung mit seinen dichterischen Landsleuten seine Liebhaberei, die vielleicht Kinderei sei, sich doch aber „mit dem Feigenblatt der Vaterlandsliebe und ersten Eindrücke“ beschönigen lasse⁷⁾. So lagen auch auf dem Fenstergesimse des Zimmers, in welchem G. Müller bei Herder in Weimar wohnte und dieser öfter arbeitete, die von Lilienthal gesammelten preussischen Lieder⁸⁾. Schmerzlich bedauerte er 1781 den Tod des gleichfalls in Mohrungen geborenen Dichters Willamovius⁹⁾, der „bei Wasser und geringem Mahl“ dem Vaterlande „Dithyramben sang“, der „Berlin-Athene rühmte, das ihn ohn' Erbarmen auf seinen Fluren schmachten liess, bis, nicht mit Nasos Schuld, das Schicksal ihn, den Armen, Zur Newa hin verstieß“¹⁰⁾. Wo Herder nur konnte, unterstützte und förderte er seine Landsleute. Als 1785 ein junger Preusse, Mnioch mit Namen, vor den Soldaten aus Königsberg fliehen musste und im elendesten Zustande in Jena ankam, nahm Herder sich seiner an, empfahl ihn an Eichhorn¹¹⁾ und ermunterte ihn, von seinen preussischen Dichtungen etwas an Gleim zu senden, der „die Oden eines Preussen“ kennen lernen müsse; er bat Gleim, etwas für Mnioch „zu thun und zusammenzubringen“; es würde auf dem Altar des Vaterlandes und der Muse niedergelegt sein¹²⁾. Dass Herder sein Interesse für Ostpreussen stets bewahrte, zeigt aufs deutlichste die Art, wie er noch ein Jahr vor seinem Tode im dritten Bande der *Adrastea Land und Leute* beurteilte¹³⁾. Das Bernsteinland erschien ihm seit alter Zeit von Sagen umwoben. Hier sank Phaethon in den Eridanus (die Ostsee)¹⁴⁾; um ihn weinten seine Schwestern, die Heliaden, goldene Thränen, den Bernstein. Nach ihm schifften die Phönicier. Viele Sagen der Hyperboreer entsprangen daher: „denn in dem Lande, wo Bernstein floss, mussten selige Götter oder glückselige Menschen wohnen“. Auch auf die Geschichte der Heimat und den Charakter ihrer Bewohner war Herder stolz. „Völker aus diesen Gegenden haben die Südwelt bezwungen, und mit dem Römischen Reich Europa umgebildet.“ Den Charakter des einheimischen Volkes bezeichnete er als „arbeitsam, ruhig“; „von den ältesten Zeiten an in den verschiedensten Perioden waren und blieben die Völker arbeitende Bienen“; müsse doch alles im Norden von Arbeit leben und sich mit wenigem begnügen. Gründlich und vollständig gingen daher stets Volk und Gelehrte zu Werke. Der stille Fleiß eines Kopernikus und Hevelius zeichnete sich aus durch „Absicht und Ordnung“. Die Helden der Geschichte verbanden mit thätiger Wirksamkeit ökonomische Haushaltung, wie der grosse Kurfürst und Friedrich II. Auch sanft und mitleidig war schon das älteste Volk; denn es kam denjenigen, die zur See Not litten, bereitwillig zu Hilfe und feindete niemand an. Daher besass es auch „sanfte Vorstellungsart in Sprache und Dichtung.“ Erst durch den Zudrang wandernder

1) Herders Briefe an Joh. G. Hamann. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Berl. 1889. S. 53. 2) ebenda S. 170. 3) ebenda Brief nr. 46. 4) Suphan, Zwei Kaiserreden. Berlin 1879. S. 55. S. auch Erinn. I, 20. 5) 23, 467. 6) Vgl. Suphans Anm. 12, 441; ders., Kaiserreden S. 55. 7) an Hamann; Brief nr. 46. 8) Bächtold, Aus dem Herderschen Hause, S. 38. 9) geb. am 15. Jan. 1736. 10) 29, 69. 11) Von und an Herder, II, 292. 12) ebenda I, 125. 13) 23, 463 ff. 14) Herod. 3, 115. Vergl. auch dazu die Anmerkungen in der Ausgabe von Stein.

Nationen ward es kriegerisch, und zu der „sanftesten Grossmuth“ gesellte sich der „wildeste Muth“, zu „weicher Klage“ in den Liedern „furchtbarer Ernst“. „Felsenfest hing das Volk an seiner Religion und Sprache“, und „härtere Kriege sind nie geführt worden, als in welchen Preussen für Freiheit, Sprache, Land und Verfassung stritt.“ Besonders nahe aber fühlte sich Herder seinem heimatlichen Volke durch dessen Vorliebe für die Poesie. „Kaum hangt vielleicht Eine Nation in Europa so sehr an Liedern als diese.“ Darum nahm sie auch den evangelischen Gottesdienst, zu dem sie wie „zu ihrem alten Glauben zurückkehrte“, um so leichter auf; denn er „sang sich ihr ein“; „statt der alten Daino's kamen jetzt geistliche Gesänge ins Ohr des Volkes.“ Herder schloss den kleinen Aufsatz über seine Heimat mit folgendem Gedicht:

An die Ostsee.

Alter Eridanus, Du, der Gold quillt tief aus dem Abgrund,
Du, den der Sund verschliesst, heilig-gesichertes Meer,
Dessen Ufer sich links und rechts zwei Throne vertrauten,
Hier eine Kaiserburg, dort eine Königesstadt¹⁾.
Bleib' ein friedlicher Strom, der hyperboräischen Völkern
Stille Gewerbe verleiht, Leidenden Hülfe gewährt.
Niemals kämpfen auf Dir und um Dich Drachen und Adler,
Schwäne besuchten auf Dir Phaëthons glänzendes Grab.

Preussen betrachtete Herder überhaupt als den natürlichen Boden, auf dem die Blüte seines Geistes hätte zur Reife kommen sollen. Allerdings verliess er es aus gewissen, weiter unten zu erörternden Gründen sogar freudigen Herzens und schrieb am 16. Okt. 1764 an Lindner, er hinterlasse in seinem ganzen Lande nichts von besonderer Anziehungskraft, nichts, was seine Sehnsucht zurückrufe, keine Muse, keinen Apoll²⁾. Aber er war doch so wenig Kosmopolit, dass er es gar bald schmerzlich empfand, dem heimischen Boden entrissen zu sein. So wie er es bitter beklagte, dass Willamov und Wernicke aus ihrem Vaterlande verstossen seien, wie er es als einen merkwürdigen Anblick bezeichnete, die beiden „expatriirten“ Preussen Winckelmann und Klopstock, zwei Markgrafen deutscher Hoheit, von ihren Grenzsteinen zusammentreten zu sehen, zusammen sprechen zu hören³⁾, so empfand auch er seine Entfernung aus dem Vaterlande zuweilen als eine Verbannung, so kam auch er sich als Kritiker der deutschen Litteratur an den Ufern der Düna wunderlich vor⁴⁾ und mochte sich wohl nächst Winckelmann und Klopstock als den Dritten ansehen, der von einem Grenzstein des Vaterlandes aus seine Stimme erhob. Zwar fand er in Riga einen schönen Wirkungskreis und gewann neue Freunde, zwar ward er geliebt von Stadt und Gemeinde, angebetet von seinen Verehrern und stand, begünstigt vom Gouvernement und der Ritterschaft, auf dem „Gipfel des Beifalls“⁵⁾, zwar hoffte er manchmal ein neues Vaterland gefunden zu haben, aber durch all seine Freude über Lob und Anerkennung, durch all seinen Dank für Freundschaft und Liebe klingt doch die Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterland.

Wie wenig er sich heimisch fühlte, ersieht man schon daraus, dass er sich häufig als Fremdling bezeichnete. Freilich weist er es 1765 am Schlusse der Rede „Von der Gratie in der Schule“ von sich ab⁶⁾, noch fremd zu sein, und nennt sich einen Unterthan Katharinens; aber dem 1776 verfassten Gedicht „Ein Landlied auf Gravenheide“ fügt er doch wieder die Bemerkung bei: „Dies schrieb ein Fremdling“⁷⁾. Auch der Aufsatz über Baumgarten, Heilmann und Abbt entstand in einer „fremden, weitentfernten Gegend“⁸⁾. Aufs deutlichste aber tritt seine Stimmung in dem Abschiedsgedicht „Als ich von Liefland aus zu Schiffe ging“ hervor⁹⁾. Herzlich dankt er dem Lande, das ihm mütterlich „Wunsch und Hoffnung, Arbeit und Muse, Freud' und Brod . . . und der Freunde warmes Herz“ gab; aber andererseits betont er wiederholt, dass er ein Fremdling geblieben ist. Auch im Reisejournal bezeichnet er seine Stellung zu Livland in derselben Weise. „Liefland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre

1) Anmerkung Herders: Petersburg und Koppenhagen. 2) Lb. I, 1, 315. 3) 3, 250. 4) Briefwechsel mit Nicolai, hg. von Hoffmann S. 7. 5) Lb. III, 145. 6) 30, 28. 7) 29, 288. 8) Lb. I, 3a, 280. 9) 29, 319 ff.

Kaufmännische Art, zum Reichwerden, genossen; mir, auch einem Fremden, ists zu einem höheren Zwecke gegeben, es zu bilden¹⁾! Diesen Äusserungen stehen andere zur Seite, aus welchen hervorgeht, dass er wiederholt erwartungsvoll und sehnsüchtig seinen Blick nach Berlin richtete. Wenn seine Königsberger Freunde Hamann²⁾ und Scheffner³⁾, sodann auch Nicolai und Gleim ihn nach Preussen zurückwünschten, so waren diese Wünsche zum guten Teil der Wiederhall der seinigen. Freilich war dieser Zug nach Berlin nur Bedürfnis seines Geistes, wie er sagte⁴⁾; aber gerade diese Worte werfen ein helles Licht auf seine innerste Empfindung. Von den Männern der Litteraturbriefe fühlte er sich mächtig angezogen; aus diesen wehte ihm heimischer Geist entgegen. Denn waren die Mitarbeiter der Briefe auch nicht sämtlich Preussen, so bewegte sich doch die erste litterarische Grossthat Berlins „im Kampfstil der preussischen Feldzüge, als hätte sie die politische Grossthaten des Königs zum Muster genommen. Husarenhiebe hat man die scharfen Schläge dieser Berliner Klinge treffend genannt“⁵⁾. Derselbe vorwärtsstürmende, rücksichtslos reinigende und nach Reformen dürstende Geist beseelte auch Herder. Daher war es kein Wunder, wenn er von jenen gleichgesinnten und in der gleichen Richtung strebenden Männern, die „sympathetisch“ auf ihn wirkten, eine tüchtige Förderung seiner Bildung und seines eigenen Schaffens erwartete. Er konnte hoffen, dass in Berlin seine „Beschäftigung in ihrem vollen Feuer“ bleiben und Funken schlagen werde „zu einem neuen Geist der Litteratur“⁶⁾. Riga hingegen konnte ihm solche Anregung nicht geben, und so schrieb er denn im Febr. 1767 an Nicolai⁷⁾, er wolle nach Deutschland, und Berlin sei der erste Ort, nach welchem er zu kommen wünsche. Vielleicht ist dieser Wunsch selbst auf die Ablehnung des ehrenvollen Rufes nach Petersburg, den er im April desselben Jahres erhielt, nicht ohne Einfluss gewesen. Auch dort bot sich die Gelegenheit, Welt und Menschen kennen zu lernen und sich zu bilden; aber Herder lehnte, wie er angiebt, aus ökonomischen und politischen Gründen ab; auch wussten die Rigaer ihn durch Schaffung einer neuen Predigerstelle zu fesseln⁸⁾. Wenige Monate später jedoch erklingt das alte Lied: er will fort von Riga⁹⁾. Sollte man da nicht meinen, dass abgesehen von jenen Gründen ihn auch sein vaterländisches Gewissen zurückgehalten habe, sich weiter von den Grenzen der Heimat zu entfernen und sich fester mit Russland zu verbinden? In dem Briefe an Kant¹⁰⁾ schwankt seine Stimmung; er spricht auch hier von dem Zuge nach Deutschland, bedauert es aber andererseits sogar, den Ruf nach Petersburg nicht angenommen zu haben. In den Briefen an Nicolai dagegen tritt bald das Verlangen nach Berlin immer stärker auf. Im August 1768 wünscht er die Männer von Geschmack in Berlin zu geniessen¹¹⁾; ja, es würde Glückseligkeit des Lebens für ihn sein, von solchen Männern persönlich zu lernen und durch den lebendigen Umgang mit dem Geist derselben gebildet und aufgemuntert zu werden¹²⁾ (November 1768). Aufs lebhafteste vermisst er alle die bildenden Hilfsmittel, „ohne die man welkt — Ton der Litteratur, guter Ton im Umgange, freundschaftliches Consortium im Studiren, Bibliotheken, Kunstsäle“¹³⁾ (Jan. 1769). Lessing beneidet er um alle diese Schätze, besonders um den Verkehr mit „den besten Männern“¹⁴⁾. „Niemals, niemals würde Lessing der Mann seyn, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar einer Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte“¹⁵⁾. Obwohl nun Nicolai allemal über Herders Wunsch seine Freude äussert¹⁶⁾ und sich zu verwenden verspricht, obwohl Gleim bei einem Aufenthalt in Berlin Himmel und Hölle in Bewegung setzen will, um Herder „zur Zierde des Vaterlands aus seiner sarmatischen Entfernung zurückzuberufen“¹⁷⁾ (Juni 1769), kommt doch für diesen keine Erlösung. Da wird er immer ungeduldiger, „er schnappt nach Veränderung“; der erste Ruf, es sei, wohin und wozu es auch wolle, gefällt ihm schon im voraus¹⁸⁾; andere Umstände kommen hinzu, ihm Riga zu verleiden¹⁹⁾; da bricht er plötzlich kurz ab, verlässt die Stadt und eilt aufs Schiff „ohne Musen, Bücher und Gedanken“²⁰⁾. Allerdings will er zurückkehren, um Livland zu bilden, ja, um grosse politische Reformen ins Werk zu setzen²¹⁾, und immer hat er die Stelle des

1) 4, 364. 2) Lb. I, 2, 423. 3) Lb. I, 2, 275. 4) An Nicolai S. 37. 5) Erich Schmidt, Lessing I, 402. 6) 4, 434. 7) Briefwechsel mit Nicolai S. 7. 8) Haym I, 87. 9) Brief an Trescho Lb. I, 2, 263 ff. 10) Lb. I, 2, 300. 11) Briefw. mit Nicolai S. 22. 12) ebenda S. 24. 13) ebenda S. 33. 14) ebenda S. 33 und 15, 502. 15) an Nicolai S. 33. 16) Briefwechsel S. 10, 25, 29. 17) Lb. I, 3b, 534. 18) an Scheffner Lb. I, 2, 356. 19) Vergl. Haym I, 79 ff. und 300 f. 20) an Hamann S. 62. 21) Erinn. I, 104, und mehrere Stellen im Reisejournal.

General-Superintendenten im Sinne¹⁾; aber andererseits bekennt er, dass er in Riga wie Fleisch im Salze gewesen sei; es schmecke, aber es sei nicht „saftiges, gutes, natürliches, gesundes Fleisch“²⁾. Und als die Rückkehr nach Riga überhaupt ganz unwahrscheinlich geworden ist³⁾, da äussert er gegen Hamann, es gräme ihn nur Privatfreundschaft halber, dass er Livland verlassen habe, sonst aber in nichts⁴⁾ (1772). Indessen setzte Gleim seine Bemühungen, Herder nach Preussen zu bringen, fort und dieser wäre gern einem Rufe dorthin gefolgt. Würde er, so schrieb er im Januar 1773 an Hartknoch, Generalsuperintendent in Halberstadt, so hoffe er „in dem Staat Sr. Majestät seines huldreichst angeborenen Landesherrn mehr auf dem Schauplatz und seinen Freunden in dreifachem Sinne näher zu sein“ als in Bückeburg⁵⁾; und gleichzeitig erklärte sich Karoline mit König Friedrich ausgesöhnt, wenn er Herder berufe⁶⁾. Hamann seinerseits forderte in seiner patriotischen Philippika an den König für Herder eine Stelle in der Berliner Akademie⁷⁾. War doch Herder von derselben eben für seine „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ gekrönt worden. Aber auch dieser Wunsch erfüllte sich nicht, obwohl Herder in demselben Dezennium noch zweimal, nämlich mit den beiden Schriften von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks (1775) und vom Einfluss der Regierung auf die Wissenschaften (1780), Preise errang. Er sollte zwar nunmehr wenigstens auswärtiges Mitglied der Akademie werden; aber Herders Stolz konnte sich nicht überwinden, in der üblichen Weise bei dem Könige um diese Ehre nachzusuchen. So wählte man ihn erst nach dem Tode des Königs (1787) „einmüthig“ zum auswärtigen Ehrenmitglied⁸⁾. In demselben Jahre betrieb auch Gleim wieder Herders Berufung nach Berlin⁹⁾. Aber dieser war offenbar verstimmt und verhielt sich zurückhaltend. Wenigstens schrieb Karoline, sie danke Gott, dass Berlin vorübergegangen sei; man wäre in Verlegenheit gewesen es abzuschlagen, und welch elender Existenz wäre man entgegengegangen¹⁰⁾! Als Gleim darauf Berlin in Schutz nahm und versicherte, dass Herder dort die wärmsten Freunde habe, antwortete sie ihm, sie und ihr Mann hätten längst aus einer Art Instinkt Scheu davor¹¹⁾. Und trotzdem kam Gleim sogar noch 1798 auf seinen Plan zurück¹²⁾! Dass Herder es jedenfalls wiederholt bereut hat, sein Vaterland verlassen zu haben, dafür sprechen eine ganze Reihe von Aeusserungen. In jenem Abschiedsgedicht auf Livland gesteht er, dass „Ungefähr und Leichtsinn“ ihn nach Riga führten¹³⁾; 1770 schreibt er an Karoline, dass er „durch den leichtsinnigsten Zufall von der Welt“ aus dem Lande ging¹⁴⁾, und 1787 an Hamann, dass sein „Morgen unbedachtsam“ war¹⁵⁾. Ebenso tritt die Unzufriedenheit mit dem Geschick, das ihn aus dem Vaterlande führte und von demselben fernhielt, deutlich hervor, wenn er sein Leben eine „verworrene Schattenfabel“ nennt¹⁶⁾, den Schicksalsschwern Vorwürfe macht, weil sie sein Los stets „irrhinüber“ warfen¹⁷⁾, und sich beklagt, dass er nie an den Ort gekommen sei, wohin er gewollt habe¹⁸⁾. „Ziel- und hüttelos“ irrt er in Wüsten¹⁹⁾ (1771). Noch 1781 nannte er sich einen Vertriebenen und Umherirrenden²⁰⁾ und pries 1783 unter deutlicher Beziehung auf sein eigenes Schicksal denjenigen glücklich, der nur die besten Eindrücke jeder Art von seinem Vaterlande empfangen hat „und in seiner Erziehung für dasselbe sogleich einen schönen Zweck seines Lebens kennen lernte. Er irret nicht als ein Verbanneter umher, der für das Gute, dass er stiften soll, gleichsam keinen Ort weiss“²¹⁾.

Wenn nun Herder einerseits, wie im vorausgehenden auseinandergesetzt ist, seine Heimat treu geliebt hat und gern auch seine Kräfte in den Dienst seines Vaterlandes gestellt hätte, so war er andererseits ein schroffer Gegner der preussischen Verfassung, vor allem der militärischen Organisation seines Vaterlandes, und er hat diese sowohl wie König Friedrich wiederholt aufs heftigste angegriffen²²⁾. Einigermassen ist es schon für seine spätere Stellungnahme in dieser Hinsicht bezeichnend, dass das erste Gedicht von ihm, welches gedruckt wurde, der Gesang an den Cyrus (Januar 1762), dem Preise des Kaisers Peter III. gilt²³⁾. Derselbe erscheint

1) Lb. III, 259. 2) Brief vom 5. September 1770 an Hartknoch, Lb. III, 83. 3) Haym I, 454. 4) Briefwechsel mit Hamann S. 69. 5) Von und an Herder II, 37. 6) Nachlass III, 430. 7) Briefwechsel mit Nicolai S. 90. 8) Suphan, Friedrichs des Grossen Schrift über die deutsche Litteratur, Berlin 1888. S. 59 ff. 9) Von und an Herder I, 128. 10) ebenda S. 126. 11) ebenda S. 129. 12) ebenda S. 246. 13) 29, 320. 14) Lb. III, 145. 15) Briefwechsel mit Hamann S. 229. April 1787. 16) 29, 340 (1770). 17) 29, 341. 18) Lb. III, 83 an Hartknoch, September 1770. 19) 29, 356. 20) Briefwechsel mit Hamann, S. 170. 21) 31, 545. 22) Sein Verhältnis zu dem Könige ist besonders von Suphan in einer Anzahl von Aufsätzen und in Vorberichten und Anmerkungen zur Herder-Ausgabe behandelt worden. 23) 29, 3 f.

dem Dichter als der Frieden bringende Retter, der Königen das Blutschwert abgürtet und Ruh und Glück auf seine Herden regnet. Man kann es gewiss verstehen, dass Herder sich gedrängt fühlte, der Freude seiner Landsleute, welche bald nach Peters Regierungsantritt von dem schweren Drucke der russischen Einquartierung befreit wurden, Ausdruck zu geben; aber es bleibt doch immerhin etwas merkwürdig, dass der junge Preusse bei diesem für seinen Landesherrn höchst wichtigen Ereignisse nicht in erster Linie an diesen dachte. Hatte doch einige Jahre früher (1756/57) selbst der Schwabe Wieland, ebenfalls unter Benutzung der Maske des persischen Fürsten, ein schwungvolles Heldengedicht zum Lobe Friedrichs gesungen¹⁾ und diesen in ganz ähnlicher Weise als den von Gott gesandten Hirten der Völker und als den von diesen ersehnten Erretter gepriesen²⁾. Auch in dem wohl Weihnachten 1762 entstandenen Gedicht an die Eltern³⁾ äussert Herder seine Freude darüber, dass der Krieg von ihnen gewichen sei; aber nur gelegentlich erwähnt er den König einmal: „Und Friedrichs Adler senkt sich nieder, wir danken ungestört Gott wieder. Dank sey ihm ewiglich!“ Schon im Sommer desselben Jahres war der Dichter in der Krönungsstadt der preussischen Könige eingezogen. Er kam dort in einen Kreis von Männern, die ihren König hoch verehrten, und sich, wie Hamann, etwas darauf zu gute thaten, Preussen zu sein⁴⁾. Und doch ist das nächste Gedicht Herders, welches die politischen Verhältnisse der Zeit berührt, wiederum nicht an den König, sondern an einen fremden Fürsten, den Herzog Ernst Johann von Kurland gerichtet⁵⁾. Man sieht also, dass sich Herder, während sonst in Deutschland, besonders im Süden, Friedrichs Thatenruf längst die Dichter begeistert hatte, zurückhielt und dem Könige gegenüber stumm blieb. Auch in diesem Gedicht wird derselbe nur gelegentlich erwähnt, doch immerhin so, dass wenigstens die Auffassung, welche Herder damals (1763) von ihm hatte, etwas deutlicher hervortritt. Die Worte des Dichters gestatten die Annahme, dass er den König um seiner Siege und seiner „Menschlichkeit“ willen bewunderte. Die 2. Strophe dieses Liedes ist höchst bedeutsam; denn hier allein nennt er den König „unsern“ Helden; sie lautet:

So, wenn um unsers Helden Siegeswagen
Berlin sich drängt, frohlockt und Palmen streut;
Steht jeder Wandrer still, verlieret sich im Fragen
Und taumelt mit – Voll Menschlichkeit
Nimmt Friedrich auch den Zoll der Neugier an
Und dies mein niedrig Lied hört Ernst Johann.

Auch in der sechsten Strophe ist noch einmal von „Friedrichs Staat und Glück“ die Rede, und endlich wird in der wohl aus demselben Jahre stammenden Osterhymne an einer Stelle auf Friedrichs Heldentum angespielt⁶⁾.

Wahrlich, das sind dürftige Spuren der Verehrung für den grossen König bei einem so warm fühlenden Dichter, der gar bald in Riga zeigte, einer wie starken patriotischen Begeisterung er fähig war.

Fragt man nun nach den Gründen⁷⁾, welche Herder dazu bestimmten, seine Bewundrung für Friedrich nicht lebhafter zu äussern, so darf man wohl zunächst annehmen, dass die engen Verhältnisse in Mohrunen und der Krieg, unter welchem auch die Eltern, die Familie und die Freunde zu leiden hatten, seine patriotischen Empfindungen eher niederhielten als entfesselten. Dazu kam, dass er offenbar infolge seiner eigenartigen geistigen Veranlagung den kriegerischen Ereignissen weniger Aufmerksamkeit schenkte; denn sein Genius rief ihn zu den Wissenschaften. „Ich dachte frühe“, so bekennt er selbst⁸⁾, „frühe riss ich mich los von der Menschlichen Gesellschaft, und sah im Wasser eine neue Welt hangen, und ging, nur einsam mit der Frühlingsblume zu sprechen, um mich in Erschaffung grosser Plane zu vergnügen, und sprach Stunden lang mit mir selbst“. Endlich fühlte er sicher deswegen am wenigsten inneren Beruf dazu, die Kriege und Siege Friedrichs zu verherrlichen, da er „täglich die

1) Böttiger, Litterarhist. Zust. S. 154. 2) Wielands Werke, Leipzig 1856. Bd. 26, S. 293, 320. Innigere Beziehungen zwischen den beiden Gedichten bestehen nicht. Herder hat sein Lied (Anm. Suphans 29, 714) vornehmlich nach Jesaias 44, 27–45, 8 gedichtet. 3) 29, 226. 4) Brief Hamanns an Nicolai vom 27. März 1773 in der Vierteljahrsschrift für Littgesch. 1888. I, 129. 5) 29, 5. 6) 29, 229. 7) Vgl. Suphans Ansatz: Peter der Grosse, Herders Fürstenideal, in der Altpreuss. Monatsschr. X, 76. 1873. S. 97 ff. und Zwei Kaiserreden S. 46. 8) 4, 464.

peinigende Aussicht hatte, ausgehoben zu werden, (er war in seinem Cantonsbezirk in das Militär eingeschrieben“), . . . „eine Gefahr, die ihn auf ewig von den Studien entfernt und seine vorherrschende Neigung unterdrückt haben würde“¹⁾.

So tritt seine Freude über die Räumung Preussens durch die Russen in ein noch helleres Licht. Herder hatte an dem nahenden Frieden ein persönliches Interesse; denn mit diesem trat die Gefahr der Einziehung etwas zurück, und zwar um so mehr, als Friedrich bestimmt hatte²⁾, seine Landeskinder bei der Aushebung möglichst zu schonen, eine Verfügung, die in Kriegszeiten schwerlich, in Friedenszeiten eher durchzuführen war. So erklärt sich ferner Herders Abscheu vor der „Sklavenkette“, dem „rothen Halsband“³⁾, der roten Halsbinde der preussischen Soldaten, welche sonst schon die Enrolierten als Zeichen der Zugehörigkeit zum Heere mit Stolz zu tragen pflegten⁴⁾. Man kann es sich freilich erklären, dass die Aushebung für den jungen Dichter ein förmliches Schreckgespenst sein musste, wenn man erwägt, dass ihm in diesem Falle eine zwanzigjährige Dienstzeit bevorstand⁵⁾ und ein Aufenthalt unter Leuten, die, meist roh und ungebildet, den Krieg als Handwerk betrieben⁶⁾. Die Einstellung in das Heer wäre sicher das Schlimmste gewesen, was diesen Jüngling mit der empfindlichen Seele und dem rastlos emporstrebenden Geiste, den „das Grosse, Unerforschliche, Schwere“⁷⁾ fortriss, hätte treffen können. Schwerlich würde er so wie Georg Wilhelm von Driesen, der sich auch einst in Königsberg als Theologe einschreiben lassen wollte⁸⁾, als Soldat sein Glück gemacht haben. In Königsberg kam Herder in die Sphäre eines für Friedrich begeisterten Patriotismus. Wenn dieser nun auch naturgemäss auf ihn einen gewissen Einfluss gewann, so drängte er ihn doch nicht zu einer mächtigen dichterischen Äusserung; denn noch immer drückte jene Gefahr seine Empfindung nieder. „Jene arme Menschen in Preussen“, erzählte er später, „wagten kaum über sich selbst nachzudenken, oder von sich etwas zu halten“⁹⁾. Und wie schon in Mohrungen, so standen nun in Königsberg erst recht die litterarischen Interessen im Vordergrund und liessen die Siege und kriegerischen Erfolge Friedrichs zurücktreten¹⁰⁾. Auf dem litterarischen Gebiete aber sah sich Herder in vollem Gegensatze zu Friedrich. Denn während er sein Augenmerk bereits auf die Veredelung der nationalen Litteratur richtete, bevorzugte der König unter völliger Abkehr von derselben die Franzosen. Dies schmerzte ihn sicherlich tief. Denn schwerlich wird er dabei in Betracht gezogen haben, wie sehr es Friedrich schon 1746 beklagt hatte, dass das Deutschland seiner Jugendzeit keine Wissenschaft und keine Litteratur besass, die in der Muttersprache redete und schrieb wie Frankreich in der seinigen¹¹⁾; schwerlich wird er auch die Thatsache berücksichtigt haben, dass Friedrich in einer Art nationalen Ehrgeizes „die glänzende Rüstung der Franzosen anlegte, um unter fremden Fahnen kämpfend dem Auslande die geistige Ebenbürtigkeit eines Deutschen zu beweisen“¹²⁾: vielmehr wird er es jedenfalls schon damals mit Unwillen beobachtet haben, wie die deutschen Musen bei dem Könige keinen Schutz fanden, wie infolge der Teilnahmslosigkeit desselben die besten preussischen Männer Klopstock¹³⁾ und Winckelmann¹⁴⁾, die er so hoch verehrte, ansser Landes weilten. Der Schmerz darüber ist gewiss um so grösser gewesen, je weniger er die Vorliebe des Königs für die Franzosen zu teilen vermochte. Denn gerade in Königsberg wurde in ihm offenbar unter dem Einflusse seines Freundes Hamann¹⁵⁾

1) *Erinn.* I, 23. 2) Vgl. Koser, *König Friedrich der Grosse I* 1893. S. 542. 3) *Erinn.* I, 23 und 18, 216. 4) Koser a. a. O., S. 541. 5) ebenda S. 538. 6) ebenda S. 539. 7) 4, 464. 8) Koser a. a. O. S. 532. 9) *Erinn.* I, 23. 10) Dies lässt sich auch bei Hamann beobachten. Im 1. Bande seiner Schriften (Ausgabe von Roth), in seinen Briefen an den Vater, den Bruder, an Kant, Lindner, selbst aus den Jahren 1756—59, findet sich keine Erwähnung der kriegerischen Ereignisse oder Friedrichs des Grossen. 11) *Hist. de mon temps* c. 1. in den Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven 4. 12) Vgl. Koser, *Friedrich der Grosse als Kronprinz*, 1886. S. 151. 13) Klopstock war seit 1751 in Dänemark. 14) Winckelmann ging 1755 nach Rom. Seine *Geschichte der Kunst des Altertums* erschien 1765; im November desselben Jahres verliess Herder Königsberg.

15) Hamann verspottet die Franzosen des öfteren, am schärfsten wohl in der *Inoculation du bon sens* (II, 183 f.). Wenn Montesquieu von dem *gros bon sens* der Deutschen gesprochen hatte, so wollte Hamann seinerseits den Franzosen mit Hilfe eines heilkräftigen Elixieres etwas mehr *bon sens* einimpfen. „Mein Alkahest du bon sens besteht in einem wunderthätigen Zirkeldrüsenetheriak, der das französische Quecksilber in den feinsten Zellen des Gehirns fest macht . . . Man macht mittelst eines chirurgischen Bohrers eine kleine Öffnung an demjenigen Ort der Stirn, wo man gewissen Hausthieren den Wurm schneidet. In selbige sucht man durch einen güldenen Catheter oder Röhre ein Linsenkorn von unserm Alkahest einzublasen.“

der Grund zu der Abneigung gegen das französische Wesen gelegt, die ihn bald schwächer, bald stärker sein ganzes Leben lang erfüllt hat¹⁾. Auch der Widerwille gegen den Militarismus beherrschte ihn zeitlebens²⁾. Nicht unwesentlich trug dazu ein Vorgang bei, der sich noch kurz vor seiner Abreise nach Riga abspielte. Man forderte von ihm die Ablegung eines Eides, „dass er zurückkehren werde, wenn er als Soldat requiriert würde“³⁾. Dies erbitterte ihn aufs äusserste; er empfand diese Beschränkung der persönlichen Freiheit als die härteste Sklaverei, und er hätte, als er die Grenze seines Vaterlandes überschritten hatte, vor Freude auf die Erde fallen mögen, um sie wie Brutus zu küssen⁴⁾.

Das Vaterland aber, das er freudigen Herzens verliess, gab ihm doch, wie sich bald zeigte, manche Keime patriotischer Empfindung mit auf den Weg, und die Gefühle, welche, lange Zeit zurückgehalten, in seiner Brust schlummerten, kamen in Riga unter veränderten Verhältnissen, unter dem frohen Bewusstsein der freien Bewegungsfähigkeit und unter der mächtigen Anregung einer patriotisch begeisterten Bürgerschaft in überschwänglicher Weise zum Ausdruck. Als er sah, wie ein kräftiger Gemeingeist die Bürger der Stadt zu gemeinsamem Wirken für das Wohl des Ganzen verband⁵⁾, da regte sich auch in ihm energischer der Wunsch, das Seinige zur Förderung der allgemeinen Interessen beizutragen; und da ihm Livland und Kurland unter einer milden Regierung frei und glücklich zu sein schienen⁶⁾, so säumte er nicht, das russische Scepter zu rühmen und Katharina zu preisen. Hatte er doch schon in Mohrungen Peter III und in Königsberg den von Katharina wieder eingesetzten Herzog von Kurland gefeiert; um wie viel mehr war nun für ihn Veranlassung vorhanden, den russischen Fürsten seine Verehrung zu zeigen. Es war auch ganz im Sinne der patriotischen Rigaer⁷⁾, wenn er die Kaiserin, welche eben erst, im Jahre 1764, die Stadt durch einen Besuch ausgezeichnet hatte, verherrlichte. Er nannte sie „die Göttinn Russlands“, den „Glanz in Norden“, „die Gratie auf Europas höchstem Throne, die Heldin in der Palmenkrone“⁸⁾; der Name der Landesmutter erschien ihm „gross und erhaben“, „heilig und göttlich“, „ehrwürdig“, „süss und liebenswerth“⁹⁾. Wiederholt pries er auch Peter den Grossen, und dieser Fürst wurde um seiner Schöpfungen und Reformen willen sein Ideal¹⁰⁾. Von besonderem Interesse aber ist eine Festschrift, welche Herder bei Gelegenheit der Beziehung des neuen Gerichtshauses, die am 11. Okt. 1765 stattfand, als die patriotischen Wogen höher als gewöhnlich gingen, verfasste. Sie führt den Titel: „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten“¹¹⁾? In dieser Abhandlung zeigt es sich am deutlichsten, in welchem Masse Herders patriotische Empfindungen und Äusserungen, ohne dass es ihm selber zum Bewusstsein kam, unter dem Einflusse seines Vaterlandes und im besonderen König Friedrichs standen. Die Auffassung nämlich, welche Herder hier von dem Verhältnis zwischen Fürst und Volk offenbart, ist dieselbe, die König Friedrich längst in Schriften vertreten und bei Erfüllung seiner königlichen Pflichten an den Tag gelegt hatte. Die berühmten Grundsätze von dem ersten Diener des Staates, von dem wie ein Hausvater waltenden Herrscher, die von dem Könige mit einer Arbeitsfreudigkeit ohne Gleichen und mit strengster Gewissenhaftigkeit durchgeführt wurden, hatten bereits zu der Zeit, als Herder seine Schrift verfasste, grosse Anerkennung gefunden und auf das Verhältnis zwischen Herrscher und Unterthan ohne Frage günstig eingewirkt. Die väterliche Fürsorge des Königs für das Wohl des Landes, für Sicherheit nach aussen und innen, besonders auch seine Bemühungen um die Verbesserung der Rechtspflege¹²⁾, empfanden die Unterthanen mit Dankbarkeit; sie wandten ihm ihre Verehrung zu, sie suchten ihm in aufopfernder Pflichterfüllung nachzueifern, und so riefen die Tugenden des Königs auch die bürgerlichen Tugenden zu neuem Leben. Man erkannte, dass ein und dasselbe Interesse, nämlich die Sorge für das Wohl des Ganzen, Fürst und Volk verband. Dieses Bild eines auf gegenseitiger Treue gegründeten Staatswesens bot der König seiner Zeit, und bald suchten auch die Nachbarmonarchien Oesterreich und Russland unter Joseph und Katharina seinem Beispiel zu folgen. Den Grundsätzen des aufgeklärten Absolu-

1) Von und an Herder II, 338. 2) Böttiger a. a. O. S. 125. 3) *Erinn.* I, 68. 4) Böttiger a. a. O. S. 112. *Erinnerungen* I, 85. 5) *Erinnerungen* I, 91. 6) *Erinnerungen* I, 107 (Wilpert). 7) *Haym* I, 108. 8) 29, 24; ähnlich 29, 16. 9) 31, 44. 10) Vergl. Suphans Aufsatz: Peter der Grosse, Herders Fürstenideal. 11) I, 13 ff. Dasselbe Thema hat Herder im Jahre 1765 noch einmal von einem ganz veränderten Standpunkte aus behandelt. Vergl. 17, 284 ff. 12) Vgl. Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz S. 183. Ders., König Friedrich I, 12 f. 321 ff.

tismus, wie er von Friedrich begründet war, huldigt nun auch Herder in seinem Aufsatz. Freilich ist er weit davon entfernt, sich unmittelbar an Friedrich anzuschliessen¹⁾; er schlägt vielmehr den Umweg über Zimmermann und Abbt ein. Natürlich bleiben die entwickelten Ansichten nichtsdestoweniger im letzten Grunde die fridericianischen: denn Zimmermann²⁾ und Abbt³⁾ waren ja Verehrer des Königs und haben ihm zu Ehren und unter dem überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit geschrieben. Sonach spielt sich denn vor unsern Augen der sonderbare Vorgang ab, dass ein Preusse den Spuren zweier für Friedrich begeisterten Männer, eines Schweizers und eines Schwaben, folgt und an ihrer Hingebung für den König sich erwärmt, um dann die Gefühle seines Herzens russischen Fürsten darzubringen.

Zunächst ergibt sich aus Herders Festschrift die Thatsache, dass er sich schon lange vor der Abfassung derselben, vielleicht schon in Königsberg, mit dem Problem der Vaterlandsliebe beschäftigt und viel darüber gelesen und nachgedacht hat; wenigstens machte er sich mancherlei Auszüge aus Schriftstellern, welche den Gegenstand berührten, auch aus solchen, die den Patriotismus bekämpften⁴⁾. Es lag ihm nahe, die alte Zeit mit der neuen in Parallele zu stellen. Nachdem er sich im ersten Teil seiner Arbeit dahin entschieden hat, dass sich das Publikum der Alten „auf gewisse Art für den Staat, den Redner, den Schriftsteller verloren“ hat, geht er an die Beantwortung der Frage, ob das Vaterland, „dessen Namen der Stolz Roms, der Mittelpunkt von Sparta, und das Losungswort von Athen, Theben, Kreta war“, ausgestorben ist, und ob die Liebe zu ihm, „diese grosse Triebfeder, jetzt zu wirken aufgehört“ hat.

Der Ausdruck „Triebfeder“ führt uns zu dem Werke Montesquieus über den Geist der Gesetze, worin ja der Versuch gemacht wird, die Triebfedern der einzelnen Regierungsarten aufzusuchen. Da stehen die Sätze: „Dans les monarchies la politique fait faire les grandes choses avec le moins de vertu⁵⁾ qu' elle peut . . . l'état subsiste indépendamment de l'amour pour la patrie⁶⁾ . . . l'honneur, c'est-à-dire le préjugé de chaque personne et de chaque condition, prend la place de la vertu politique dont j'ai parlé, et la représente partout⁷⁾“. Es war natürlich, dass diese Behauptungen besonders in Deutschland bald auf heftigen Widerspruch stiessen; denn sie waren, wie auch schon Abbt⁸⁾ und Herder⁹⁾ erkannten, lediglich aus den französischen Verhältnissen abgeleitet¹⁰⁾, und gerade König Friedrich und sein Staat boten durch Thatsachen den glänzendsten Beweis für die Unrichtigkeit und Unzulänglichkeit der französischen Theorie. Auch Herder weist bald im Eingange des zweiten Abschnittes seiner Abhandlung darauf hin, dass er mit Montesquieu in Bezug auf die Triebfedern der verschiedenen Regierungsarten nicht einverstanden sei; aber er verzichtet darauf, gegen ihn zu polemisieren; er vertieft sich vielmehr in die Beantwortung seiner Frage und kommt auf die Bedeutung der Religion für den Staat zu sprechen. Schon hier steht er vollkommen auf Abbts Schultern. Wenn dieser verlangte, dass jeder Diener der Religion es sich angelegen sein lassen solle, seine Zuhörer mit dem Eifer für die Sache des Vaterlandes zu erfüllen¹¹⁾, so wurde Herder gerade dadurch erst dazu angespornt, sich auch seinerseits in dieser Richtung zu bethätigen¹²⁾; und wenn Abbt sagte, die wahre Religion diene dem Staate, sie unterstütze die Befehle der Regierung mit Gründen der Offenbarung und der Vernunft¹³⁾, so erklärt Herder, dass „eine lautere, vernünftige Religion die Grundveste der Thronen und Staaten, die Stütze der Rathhäuser, der Palläste und der Hütten sey, ja dass unsere Göttliche Religion unser Glück hier und jenseit des Grabes baue¹⁴⁾“. Noch enger schliesst Herder sich Abbt an bei Beantwortung der Frage, ob wir noch ein Vaterland haben, „davor der Krieger streiten, Blut vergiessen, sterben kann“, und hier tritt die Beziehung auf Preussen deutlich

1) Die Schriften Friedrichs scheint Herder 1765 noch nicht gekannt zu haben. 2) Vgl. Bodemann, Joh. G. Zimmermann, Hannover 1878. S. 71. 3) Vgl. Pentzhorn, Thomas Abbt, Berlin 1884. S. 20. 32 und Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, Hamburg 1875. S. 13. 4) Vgl. die Citate in Herders Schrift 1, 22 und 24. 5) „Bürgertugend“ übersetzt Oncken in seinem Werk: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen, Berlin 1881. I, 468. 6) esprit des lois I. III. c. V (Ausg. von 1872. S. 22.) 7) c. VI. S. 23. 8) Thomas Abbt, Vermischte Werke 2. Teil. Vom Tode fürs Vaterland. Ausg. von 1770. S. 76. 9) Ausser 1, 21 auch 4, 465. 10) Vgl. Roscher, Politik, Stuttgart 1892. S. 28. 11) a. a. O. S. 10. 12) Diese Forderung Abbts hat Herder vollkommen zu der seinigen gemacht. Vgl. 2, 235 f. 2, 284. 13) a. a. O. S. 10. 14) Aehnlich äusserte sich Herder auch 1768 am Namensfeste der Kaiserin. Vgl. 31, 43 f.

hervor; denn das kleine Buch „Vom Tode fürs Vaterland“, das Abbt für preussische Unterthanen geschrieben hatte, soll an Herders statt das Wort führen. Abbt, der Herold der Kriegsthaten Friedrichs und seines Heeres, soll also den Unterthanen Katharinens den Beweis erbringen, dass für den Krieger „der Name Vaterland, Monarch, Monarchin ein Siegston ist, der seine Adern anglüht, sein Herz belebt, seine Hand mit Nerven und seine Brust mit einem eisernen Panzer stärket.“ „Drittens: haben wir ein Vaterland, dessen süsser Zuname Freiheit ist?“ Auch in dieser Partie tritt die Anlehnung an Abbt und im besonderen an Zimmermann¹⁾ deutlich hervor. Zunächst teilt Herder mit seinen Vorgängern die bis auf Montesquieu zurückgehende Unklarheit über den Begriff der Freiheit und vermischt ebenso wie jene politische und persönliche Freiheit²⁾. Die politische der Alten nennt er „eine ungezähmte Frechheit, ein Erkühnen, selbst das Rad des Staats lenken zu wollen“; . . . „der Charakter unseres Volks ist nicht mehr die dreuste Wildheit der Alten; sondern eine feinere und mässigere Freiheit, die Freiheit des Gewissens, ein ehrlicher Mann und ein Christ seyn zu dürfen, die Freiheit, unter dem Schatten des Thrones seine Hütte und Weinstock in Ruhe geniessen zu können, und die Frucht seines Schweisses zu besitzen. . .“ Soviel ist jedenfalls klar, dass Herder die Vorzüge der persönlichen Freiheit, welche durch den vom königlichen Scepter ausgehenden Rechtsschutz gesichert ist, verherrlicht, und dies ist wiederum von Bedeutung; denn niemand hatte unter den zeitgenössischen Fürsten dafür gerade mehr gethan als Friedrich. Auch Zimmermann und Abbt verehren in dem König vor allem den Begründer und Hüter von Gesetz und Recht. Herder freilich rühmt Katharina, die doch aber ihrerseits auch nur den Bahnen des grossen Königs folgte, wie gerade die zwei Jahre nach Herders Schrift erlassene Instruktion für die Kommission zur Ausarbeitung eines russischen Gesetzbuches zeigt.³⁾ Die letzten Abschnitte der Herderschen Abhandlung endlich spiegeln durchaus die Auffassung wieder, welche Friedrich von dem Verhältnis zwischen Fürst und Volk hatte. Zwar erscheint Peter der Grosse als das Ideal eines Monarchen; aber wenn Herder ihn den Vater des Vaterlandes nennt, so erinnert man sich doch daran, dass vor allen Friedrich durch Wort und That seine Zeitgenossen an diese Auffassung des Fürstenberufs gewöhnte. Der König wollte sich als Vater seines Volks betrachtet wissen⁴⁾. Als solchen sehen ihn auch Zimmermann⁵⁾ und Abbt⁶⁾ an. Herder seinerseits kann sich nicht genug darin thun, auch in den Gedichten aus der Rigaer Zeit, die russischen Fürsten mit dieser Bezeichnung zu belegen. Friedrich wollte nur der erste Diener des Staats oder, wie Abbt sagt⁷⁾, das grössere Glied in der Kette sein, welche die Unterthanen verbindet; in gleicher Weise ist auch nach Herder jeder Bürger ein Glied in der grossen Kette der Allgemeinheit. Und wie Friedrich für das Wohl des Staates seine Persönlichkeit einsetzte und auch die Unterthanen dazu begeisterte, so sollen auch nach Herder Monarch und Volk nur von dem Gedanken be-seelt sein, fürs Vaterland zu arbeiten. Man kann nur sagen, das ist kein russischer, das ist echt preussischer Patriotismus! Um sich ein solches Vaterland zu verdienen, will „der Fremde“ in Riga arbeiten, und so singt er denn zum Preise der Vaterlandsliebe und Katharinens ein schwungvolles Lied und verlangt zum Schluss, indem er — es ist charakteristisch genug — den grösseren Teil der späteren preussischen Devise⁸⁾ vorwegnimmt, als Inschrift für das Rigaer Gerichtshaus: „Gott und dem Vaterland“⁹⁾.

¹⁾ Wenn es schon von vornherein anzunehmen ist, dass Herder das 1758 erschienene, viel gelesene und weit verbreitete Buch Zimmermanns vom Nationalstolz (in der Vorrede zur 4. Aufl. 1768 heisst es: „Man hat diese Kleinigkeit von Paris bis nach Stockholm gelesen“. Vgl. über die Verbreitung des Buches auch Bodemann a. a. O. S. 27) gekannt hat, so wird diese Vermutung unterstützt durch einige in die Königsberger oder in den Anfang der Rigaer Zeit gehörige, die Einrichtung der Fragmente betreffende Notizen, wo auch Zimmermanns Name erwähnt ist (vgl. Suphan 1. Einl. S. XXVI). Endlich erinnert der Abschnitt über die Freiheit mehr an die entsprechenden Partien bei Zimmermann als an die bei Abbt. Die Ähnlichkeit erstreckt sich bis auf einzelne Wendungen. Wie Zimmermann S. 312 von den wüsten Zeiten der Alten spricht, so Herder von der „dreusten Wildheit“ der Alten, und wie bei Z. S. 313 das Eigentum unter dem heiligen Schatten der monarchischen Gewalt gesichert ist, so bei H. unter dem Schatten des Thrones.

²⁾ Bezüglich Montesquieus vgl. Oncken a. a. O. I, 475; sodann Abbt S. 11 und 17 f. und Zimmermann S. 312 f. ³⁾ Roscher a. a. O. S. 200. ⁴⁾ Oeuvres IX, 216. ⁵⁾ S. 313. ⁶⁾ S. 18. ⁷⁾ S. 49. ⁸⁾ König Friedrich Wilhelm III. bestimmte als Devise des Landwehrkreuzes: „Mit Gott, für König und Vaterland“. ⁹⁾ Aehnlich heisst es 1770 in dem Gedicht „An den Genius von Deutschland“: „Für Gott und Vaterland zu sterben“. 29, 329.

Wie wenig sich freilich Herder dieser Abhängigkeit von Friedrich bewusst war, zeigen Äusserungen, die sogar eine gewisse Animosität gegen den König und seinen Staat verraten. Als in den Berliner Litteraturbriefen der Wunsch ausgesprochen worden war¹⁾, es möchte doch zur Förderung des deutschen Dramas in einer von den Hauptstädten Deutschlands „der Fürst eine deutsche Schaubühne nicht etwa blos an seinem Hofe, sondern öffentlich errichten“, erwiderte Herder ziemlich erregt, dieser „königliche“ Wunsch „eine Residenz, deren Name leicht zu errathen wäre, zum Paris in Deutschland zu machen“, gehe über seine Sphäre; ein solches Haupttheater widerstreite völlig dem Zustande, den Sitten und dem Bedürfnis Deutschlands. „Man bilde sich nicht ein, dass eben ein Ludwig der 14te dazu gehöre, um für die Bühne ein goldnes Jahrhundert zu machen: der zu wirksame Glanz einer solchen Sonne macht immer eher Schaden: er gähret Würmer auf und macht Mohren im Geschmack.“ Die Gereiztheit dieser Erklärung, dass Berlin für sich allein auf dem dramatischen Gebiete springt noch deutlicher in die Augen, wenn man sich erinnert, dass Herder ziemlich gleichzeitig die Zersplitterung der deutschen Dichtkunst ganz ebenso wie die der deutschen Verfassung beklagte. „Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels“, sagt er in der ersten Fragmentensammlung²⁾, „Secten im Geschmack, Partheien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander: keine Hauptstadt und kein allgemeines Interesse: kein grosser allgemeiner Beförderer und allgemeines Gesetzgeberisches Genie“. Sicher wurde seine Äusserung über das Theater auch durch die Befürchtung verschärft, es könnte dasselbe in Berlin erst recht dem überwiegenden Einfluss der Franzosen anheimfallen³⁾. Diesen aber bekämpfte er schon damals in ähnlicher Weise wie Lessing und warnte die deutschen Dramendichter, die Art der Franzosen zu charakterisieren, ihre Versifikation, ihre Deklamation, ihre „unausstehlichen Wörter und Redarten“⁴⁾ nachzubilden. Überhaupt tritt der Gegensatz zu den Franzosen, der ja für Herders Stellung zu Friedrich wesentlich in Betracht kommt, in Riga bereits schärfer hervor. Des öfteren vergleicht Herder die französische Sprache mit der deutschen sehr zu Gunsten der letzteren⁵⁾; er freut sich darüber, dass Lessing die Fabel „von ihrer Französischen lustigen Verzierung entladen, und ihr den Schlamm der Seine entwischt“ habe⁶⁾, und wünscht zu dem gleichen Zwecke einen Lessing auch für die Ode.

Dieselbe Stellung zu den Franzosen einerseits und zu Friedrich und seinem Staate andererseits verraten auch manche im Reisejournal enthaltenen Betrachtungen. Hier spricht Herder, ebenso wie er in dem Gedicht „Als ich von Liefland zu Schiffe ging“ unter deutlicher Beziehung auf die ihm einst widerfahrene Unbill an sein „verjochtes Vaterland“ gedachte⁷⁾, von der „Sklaverei“ seines Geburtslandes⁸⁾. Ja, er ist der Überzeugung, dass die Staaten des Königs von Preussen nicht eher glücklich sein würden, als bis sie „in der Verbrüderung“ zerteilt seien⁹⁾.

Allerdings zeigen die an diese Worte sich anschliessenden Sätze unverkennbar, dass Herder vor der Grösse des Königs Achtung hat. „Wie weit ist's möglich“, sagt er, „dass nicht ein Mann, durch sich, kommen kann? wie gross, wenn man ihn in allen geheimen Spuren seines Geistes verfolgte“? Zugleich verrät er aber auch, das ihm das Bild des Königs nicht in voller Klarheit erscheint, und dass er die kriegerischen und politischen Erfolge desselben gänzlich unterschätzt. Den Gewinn Schlesiens schlägt er nicht hoch an; das Reich des Königs werde vergehen, wie das des Pyrrhus, mit dem er grosse Ähnlichkeit habe. „Ohne Zweifel ist das Grösseste von ihm Negativ, Defension, Stärke, Aushaltung“. Auch seine Einrichtungen würden nicht von Dauer und weittragendem Nutzen sein; die Akademie habe im Gegenteile mit zum Verfall der Philosophie beigetragen und selbst auf dem Gebiete

1) 3, 209 ff. 2) 1, 141. 3) 2, 214. 4) 2, 141. 5) 1, 187; 2, 31. 6) 2, 230. 7) 29, 321. 8) 4, 362. 9) 4, 405. Vgl. dazu die Anmerkung Suphans S. 502: „Die Präposition drückt hier (wie im Lat.) aufs kürzeste den aufgehobenen Widerspruch aus. Die Stelle ist von Jegór von Sivers richtig gedeutet in der mehrfach citirten Säcularschrift (Humanität und Nationalität) 1869. S. 79. „„Ein grosses Wort““, bemerkt er dazu, „„das Bismarck erfüllen zu wollen scheint.““ — J. von Sivers setzt Herders Äusserung in Parallele zu einer Erklärung Bakunins: „Centralisirte Staaten können nicht fraternisiren, nur Conföderation von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, von Nation zu Nation kann zum Ziele führen.“ Vgl. von Sivers a. a. O. S. 2.

der Sprachen „Nichts Grosses an Anstalt, und für ewige Ausführung“ geleistet. Man erkennt gerade in dem die Akademie betreffenden Passus deutlich den Unwillen Herders über die Begünstigung der Franzosen durch den König: „Haben seine Franzosen Deutschland und seinen Ländern so viel Vortheil gebracht, als man glaubte? Nein! seine Voltäre haben die Deutschen verachtet und nicht gekannt . . . Seine Maupertuis Premontvals, Formeis, d'Argens was für Philosophen? was haben sie für Schriften gekrönt? den Leibniz und Wolf nicht verstanden. . .“ Wie bitter klingen endlich die Worte: „Der Geschmack der Voltaires in der Historie, dem auch Er gefolgt ist, hat sich nicht durch ihn ausgebreitet: seine Unterthanen waren zu tief unter ihm und Voltaire, um ihn zum Muster zu nehmen: zu sehr unwissende Deutsche, zu sehr Unterthanen. Seine und Voltairs Philosophie hat sich ausgebreitet; aber zum Schaden der Welt: sein Beispiel ist schädlicher geworden, als seine Lehre. Dass er seine Deutsche nicht kennet? warum er Preussen verachtet? Dass er Machiavell folgt, ob er ihn gleich wiederlegt hat¹⁾. Diese Stelle ist für das Verhältnis Herders zum Könige in doppelter Richtung bemerkenswert. Einesteils entsendet er hier zuerst eine Anzahl Pfeile gegen Voltaire, den ehemaligen Günstling des Königs, und dann verrät er, wie weit ihn seine durch die persönlichen Erlebnisse und die litterarischen Verhältnisse hervorgerufene Verstimmung bereits in der Verkennung der politischen Ziele und Absichten des Königs geführt hat. Er geht darin, wie wir sehen, so weit, selbst einen Widerspruch zwischen den Schriften und Thaten des Königs anzunehmen. Dies Urteil ist um so merkwürdiger, je weniger es Herder offenbar selbst bemerkt hat, in welchen Gegensätzen sich seine eigenen Äusserungen bewegten. Man sollte doch glauben, des Königs Bild hätte um so leuchtender vor Herders Augen aufsteigen müssen, je mehr er sich, wie das Reisejournal zeigt, über die russische Sklaverei²⁾ und über die politischen Fehler der Kaiserin Katharina klar wurde³⁾, und er hätte gerade, als er in Nantes „bei Lesung Montesquieus“ nach einem Monarchen verlangte, der sein Volk kenne, wie Gott die Welt, wie die Seele den Körper, der der Welt seines Staates so unentbehrlich sei, als sein Staat ihm⁴⁾, in erster Linie an Friedrich denken müssen, der doch alle diese Forderungen in ungewöhnlichem Masse erfüllte. Allein statt dem Könige gerecht zu werden, nimmt Herder vielmehr an, dass derselbe trotz seines Antimachiavell den Grundsätzen Machiavellis folge; ja, er behauptet in einigen zu Paris niedergeschriebenen Bemerkungen, dass ein Nationalgefühl, wie es Peter der Grosse besessen habe, „die Monarchen von Spanien, England, Preussen u. s. w.“ nicht hätten⁵⁾. Der Widerspruch, in welchen er sich, wenigstens was Preussen anlangt, damit zu sich selber setzt, wird ganz klar, sobald man die Festschrift von 1765 mit den weiteren Pariser Äusserungen vergleicht. Wenn er nämlich in Riga unter dem Einflusse Zimmermanns und Abbts, jener beiden Verehrer des Königs, erklärt hatte, dass es dem Patrioten süß und ehrenvoll sei für das Vaterland zu sterben, „nicht blos, wo das Gesetz und hunderte herrschen, sondern auch für das, wo Gesetz und einer herrscht, einer, der aber der Vater oder die Mutter glücklicher Völker ist“⁶⁾, so bezweifelt er in Paris die Möglichkeit dieser Vaterlandsliebe gerade für Preussen und behauptet, dass die Monarchie Friedrichs kein Nationalgefühl zulasse und keine Nation ausmache, sondern „blos auf Einsichten“ des Königs beruhe. Somit wollte also Herder von Nationalgefühl nichts wissen, sobald Friedrich der eine sei, von dessen Geist und Willen der Staat gelenkt werde, und er sah in dem Könige nicht den Regenten, dessen höchster Gott seine Pflicht war, sondern nur einen rücksichtslos waltenden Despoten, unter dessen mächtiger Hand alle persönliche Freiheit und Bürgertugend erstickt werde.

Weit schärfer noch tritt Herders Gegensatz zu dem Könige in der Bückeburger Zeit hervor. In heftigen Angriffen, die meist in die Form der bittersten Ironie gekleidet sind, wendet er sich gegen Schriften und Philosophie, gegen Ziele und Erfolge, gegen Staatskunst und Heer des Königs. Dieser gesteigerte Unmut Herders erklärt sich zunächst daraus, dass seine Abneigung gegen alles französische Wesen durch den Aufenthalt in Frankreich wesentlich zugenommen hatte, und dann fällt in die Bückeburger Periode seine Abkehr von der rationalistischen Aufklärung und seine Rückkehr zu positiver Gläubigkeit⁷⁾. Diese beiden

1) 4, 406. 2) 4, 419: „Der Russe hat für Bürger kein Wort in seiner Sprache.“ 3) 4, 420 f. 4) 4, 468. 5) 4, 473. 6) 1, 23. 7) Vgl. Haym I, 500 ff.

Umstände lassen in der That den Unwillen des leicht erregbaren Mannes gegen den König ganz erklärlich erscheinen, wenn man bedenkt, dass dieser der treueste Verehrer und Beschützer der französischen Litteratur, der einflussreichste Verbreiter der Aufklärung und der geistreichste Vertreter des philosophischen Christentums war.

In den Schriften der Bückeburger Zeit bekämpft Herder im allgemeinen den Geist des Jahrhunderts. Mit der hohen Meinung, welche die Aufklärer von ihrem Zeitalter, besonders im Vergleich zum Mittelalter, hatten, zeigt er sich nicht im mindesten einverstanden und führt ihnen oft mit herbem Sarkasmus die vermeintlichen Vorzüge des Jahrhunderts vor Augen. Auch über die Staatsform seiner Zeit gießt er die Schale seines Spottes aus. „Man ist in Europa“, sagt er in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, „in das Wunderding Maschiene hineingelenkt, wo niemand mehr von Selbstgerechtigkeit, Selbstwürde und Selbstbestimmung etwas weiss und wissen darf“¹⁾. Natürlich schweifen seine Blicke bei solchen Betrachtungen bald nach Preussen hinüber, zu der grossen „philosophisch-regierten Heerde“, dem „zusammengezwungenen Haufen“ — „Vieh und Holz! Sie denken! man breitet Denken vielleicht unter sie aus — bis auf einen Punkt: damit sie sich von Tage zu Tage mehr als Maschiene fühlen, oder nach gegebenen Vorurtheilen fühlen, knirschen lernen und fort müssen — Sie knirschen — und doch, sie können nichts als knirschen: und laben sich mit Freidenken. Das liebe, matte, ärgerliche, unnütze Freidenken, Ersatz für alles, was sie vielleicht mehr brauchten — Herz! Wärme! Blut! Menschheit! Leben!“²⁾ Bald kommt Herder auch auf Friedrich und den Antimachiavell zu sprechen. Er ist noch immer der Ueberzeugung, dass der König anders schreibe als handle; er „desavouirt ja seine Schriften“³⁾. Und nun hören wir auch zur Ergänzung der Pariser Bemerkung, wie sich nach Herders Ansicht der Widerspruch zwischen den Schriften und Thaten Friedrichs auflöst. Allerdings ist der Antimachiavell, so meint er ironisch, auch ein „grosser Fortgang“ des Jahrhunderts, aber nur insofern, als er dem Machiavellismus eine „schöne Hülle“ giebt. Herder hält die Schrift somit für nichts als für ein kunstvoll aus Philosophie und Menschenliebe zusammengesetztes Mäntelchen, das Friedrich geschickt zur Verdeckung seiner despotischen Laune, seiner nur in selbstischem Interesse handelnden, brutalen Willkür verwandt hätte. Dieselbe Auffassung von der Person des Königs als eines rücksichtslosen und gewissenlosen Despoten spricht auch aus mancher der in eben dieser Zeit entstandenen „Alten Fabeln mit neuer Anwendung“⁴⁾. Ebenso schaut Herder mit Augen, die von Erbitterung ganz verdunkelt sind, auf die Erfolge des Königs. Er ist soweit davon entfernt, die Bestrebungen desselben anzuerkennen, dass er diese durch Hervorhebung aller möglichen bösen Folgen, die sie am Ende haben könnten, in ihrer Bedeutung abzuschwächen sucht. Die Aufklärung könnte vielleicht Mattigkeit des Herzens, die Sparsamkeit Armut, die Philosophie blinden kurzsichtigen Unglauben, die Freiheit im Denken Sklaverei im Handeln, der Eroberungs- und Kriegsgeist „Erstorbenheit, Römerverfassung, Verfall und Elend“ zur Folge haben. „Die Waage wird schweben? steigen — sinken — welche Schaale? was weiss ich?“⁵⁾ Diese entschieden missgünstige Beleuchtung der Wirksamkeit des Königs wird noch verschärft durch den Umstand, dass Herder eine Betrachtung über den Einfluss Voltaires, der „wie ein Monarch auf sein Jahrhundert gewürkt hat“, unmittelbar folgen lässt. Und wenn er schon im allgemeinen über die Franzosen in dieser Zeit recht scharfe Urtheile fällt⁶⁾, so hält er damit, sobald der Liebling des Königs in Frage kommt, am allerwenigsten zurück. Zwar erkennt er an, — wenn man nicht etwa auch in dieser Äusserung eine ironische Färbung wahrnehmen will —, dass Voltaire „als Schriftsteller ohne Zweifel auf der grössten Höhe des Jahrhunderts“ stehe; aber was zeige er für „elenden Leichtsin, Schwäche, Ungewissheit und Kälte! was für Seichtigkeit, Planlosigkeit, Scepticism an Tugend, Glück und Verdienst!“⁷⁾

Nicht minder scharf äussert sich Herder über das Heer des Königs. Lehnte er doch selbst jeden Anteil an der Vorliebe ab, die sogar Lessing in seinem Lustspiel „Minna von

¹⁾ 5, 549. ²⁾ 5, 538. Haym I, 549 bezieht die Stelle mit Recht auf Preussen. Vgl. auch 5, 571. ³⁾ 5, 578. ⁴⁾ 29, 406 nr 51; 407 nr 52. Vgl. dazu Suphans Anm. 6, 522. ⁵⁾ Auch die Stelle 5, 545: „Dem Scheine nach der edelste Gesetzgeber, vielleicht der innigste Zerstörer seines Jahrhunderts u. s. w.“ bezieht sich wohl auf Friedrich. ⁶⁾ 5, 537. 550. 552. Vgl. auch das Gedicht „Der neue Ptolomäus“, 29, 424. ⁷⁾ 5, 583. Vgl. über Voltaire noch 5, 546.

Barnhelm“ für die ruhmgekrönte preussische Armee an den Tag gelegt hatte¹⁾. Auch besäss er offenbar kein Verständnis für die Bedeutung der Armee Friedrichs, und der Gedanke, es könnte durch dieselbe auch das Vaterlandsgefühl gefördert werden, ist ihm jedenfalls nicht gekommen. Der Hofprediger des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, des Bewunderers der preussischen Waffenthaten und des Lehrers eines Scharnhorst, hatte im Gegenteil allen Stimmen gegenüber, die etwa auf die erzieherische und bildende Wirksamkeit des Heeres hinweisen mochten, nur die bitterste Ironie. „Seht ein Kriegsheer“, ruft er aus, „das schönste Urbild Menschlicher Gesellschaft; Alle wie bunt und leicht gekleidet, leicht genähret, harmonisch denkend, frei und bequem in allen Gliedern! edel sich bewegend! Wie helle treffliche Werkzeuge in ihrer Hand! Summe von Tugenden, die sie bei jeder täglichen Handhabung lernen — ein Bild der höchsten Vortreflichkeit des Menschengesistes, und der Regierung der Welt“²⁾. Durch die Verwendung der Schiesswaffen, meinte er, seien die Tapferkeit, die Treue, die Geistesgegenwart und das Ehrgefühl, wie es die alte Welt gehabt habe, „ermattet“. Das Heer erschien ihm als „eine gedingte, Gedanken-Kraft-Willenlose Maschine, die ein Mann in seinem Haupt lenkt und die . . . er bezahlt, Kugeln zu werfen und Kugeln aufzufangen.“ Sehr deutlich tritt die Spitze gegen Friedrich an einzelnen Stellen hervor. Unter Parodierung jenes berühmten Grundsatzes des Königs spricht er von dem Soldaten als dem „ersten Lohndiener des Staats in Heldenlivrey“³⁾, und einige Zeilen weiter sagt er, dass „Fürstenhut und Krone der neuern Jahrhunderte . . . wies der berühmteste Sonnenadler auf allen Münzen zeigt — auf Trommeln, Fahnen, Kugeln und immerfertigen Soldatenmützen“ ruhen. Auch eine Stelle aus der „Plastik“ gehört hierher. Dort heisst es: „An einem berühmten Orte Deutschlands ist der Paradeplatz⁴⁾ mit Statuen umgeben, Griechische Helden, mit neuem spitzen Knie und der Trummel; ich weiss nicht, warum die Kamaschen und die Grenadiermütze und das präsentirte Gewehr und der Kommissrock fehlen? Sonst halte ichs für trefflich, jeder Schildwache Statuen vorzusetzen: das Geschöpf hat Zeit, an ihnen Apollo und Jupiter zu werden“⁵⁾.

Der wesentlichste Anlass, gegen Friedrich aufzutreten, lag für Herder endlich in der Ueberzeugung, dass der König durch sein philosophisches Christentum einen unheilvollen Einfluss auf die kirchlichen Verhältnisse ausübe⁶⁾. Er erkannte, dass der religiöse Standpunkt des Königs mit dem eines christlichen Predigers nicht zu vereinen sei. Wenn sich nämlich Friedrich in seinen Anschauungen an die alte Philosophie, an Epiktet und Marc Aurel, an Lukrez und Epicur anlehnte, so sollte nach Herder ein christlicher Prediger nur auf dem Boden der Bibel und der Symbole stehen und seine Moral nur aus der Glaubenslehre schöpfen. Der Gedanke, es könnte des Königs philosophischer Standpunkt zum allgemeinen Standpunkt der Kirche gemacht werden, es könnte die Moral, losgelöst von den christlichen Grundlagen, im philosophischen Hofgeschmacke „gnädigst“ anbefohlen oder verordnet werden, erschreckte ihn geradezu. Dann wäre die Kirche nichts als „die höchstprivilegirte Zusammenkunft unter den Fittigen des und des Wapens Sr. Majestät, oder Bildungsakademie für Bürger und Unterthanen Sr. Majestät“⁷⁾. Herder hatte zu seinen Befürchtungen insofern eine gewisse Veranlassung, als die Berliner Theologen mit der Abschaffung der Symbole durch „eine verständige Obrigkeit“ einverstanden waren, ein Verhalten, das Herder mit der Fahnenflucht des Soldaten verglich. Selbst die Auffassung des Königs von dem Berufe des Predigers konnte er nicht billigen und bekämpfte wiederholt aufs heftigste die Bezeichnung „verordneter Diener des Staats“. Der Prediger sei vielmehr ein Mann des Volkes, ein Diener der Religion, ein Verkündiger des Wortes Gottes.

1) Tellheim „denkt so edel . . .“, schreibt Herder in dem Brief an Karoline vom 20. Sept. 1770, „dass er ausser dem kleinen Soldatenlichte, das ich ihm lasse, ganz mein Mann ist.“ Lebensb. III, 136. 2) 5, 547; Vgl. auch 7, 288. 3) 5, 534. 4) Nach Suphans Anm. 8, 663 der Wilhelmsplatz in Berlin.

5) 8, 62 f. Die „Plastik“ ist 1778 erschienen, aber schon viel früher geschrieben. (Vgl. Suphans Vorbericht im 8. Bande S. X. f.) Die hier citierte Stelle scheint ihrer grossen Ähnlichkeit wegen mit analogen Äusserungen in der Schrift „Auch eine Philosophie“ und in den „Provinzialblättern“ in die Bückeburger Zeit zu gehören.

6) Vgl. die Anm. Suphans 7, 568; 6, 522 und E. Naumann, „Herders Provinzialblätter“ in den Akadem. Blättern. 1884. S. 331 ff. 7) 7, 288.

Etwas zurückhaltender zeigt sich Herder in der durch die Berliner Akademie angeregten und von dieser am 1. Juni 1775 mit dem Preise gekrönten Untersuchung über die „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern“¹⁾. Ja, es weist diese Schrift sogar die ersten Spuren einer anerkennenden Beurteilung preussischer Einrichtungen auf. Freilich scheint es, als ob sich Herder zu seinen massvolleren Äusserungen durch die Rücksicht auf die Preisrichter habe bestimmen lassen²⁾; aber man darf doch seine Worte mit einem gewissen Rechte auch für den Ausdruck seiner Überzeugung nehmen, da die betreffenden preussischen Reformen ganz in seinem Sinne waren. Gewiss ist er auch 1775 noch geneigt, gelegentlich seiner Verstimmung gegen Friedrich deutlichen Ausdruck zu verleihen. So schreibt er im Februar an Lavater, dass „alle Fürsten in Europa jetzt den begaffenden Adlersblick des Vogels in Potsdam“ affektieren³⁾. Auch in der Preisschrift erinnert uns die unter Bezugnahme auf das Zeitalter Ludwigs XIV ausgesprochene Behauptung, dass „der Hofgeschmack“ und „die Lebensart der Hauptstadt“ nur ungünstig auf das Publikum, auf Schriftsteller und Künstler wirken können, durchaus an die einst in Riga mit Eifer vertretene Ansicht, dass Berlin als Zentrum des Geschmacks nur schädlich sein werde. Aber andererseits beurteilt er doch die Fortschritte auf dem Gebiete des preussischen Erziehungswesens mit mehr Gerechtigkeit als früher. Noch in der „Plastik“ hatte er den Versuch des „Serenissimus regens“, welcher der „Stifter eines neuen Griechenlands“ werden und griechische Bildung etwa „durch Edikte, schwarz auf weiss, und gar bei Trummelschlag allergnädigst“ anbefehlen wolle, aufs bitterste verspottet⁴⁾. In der Preisschrift aber hegt er, überzeugt, dass die erste Triebfeder des guten Geschmacks die Erziehung sei⁵⁾, offenbar gerade mit Rücksicht auf die den Altertumsstudien günstigen Reformen des Freiherrn von Zedlitz, der im Jahre 1771 die Leitung des preussischen Unterrichtswesens übernommen hatte, die Hoffnung, dass seine Zeit „an der Schwelle einer sich entwölkenden heitern Zukunft stehe“⁶⁾. Zu einer solchen Äusserung lag insofern eine gewisse Berechtigung vor, als der Minister vor allem das Studium der griechischen Schriftsteller begünstigte, die Herder nicht müde wurde als „Muster des Geschmacks“ zu preisen und von denen er auch die Läuterung desselben in Deutschland erwartete.

Die Jahre 1776—78 bringen noch keine wesentliche Änderung in dem Verhältnis Herders zu dem Könige. Der Brief an Hamann vom 20. Juli 1776⁷⁾ enthält neben dem Unwillen über den Grafen Wilhelm auch eine Spitze gegen Friedrichs Philosophie, und in der im Jahre 1778 zu Weimar entstandenen Schrift „Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“ klagt Herder ähnlich wie in Bückeburg über die armen Kriegsknechte, über die Mängel der französischen Litteratur⁸⁾ und im besonderen über Voltaire, der „den Götzen des Jahrhunderts“ opfere und mit seiner skeptischen Philosophie dem Bedürfnis des deutschen Volkes keineswegs entspreche; vor allem bedauert er es unter deutlicher Beziehung auf Friedrich, dass man Voltaires Henriade überschätze⁹⁾ und Shakespeare nicht würdige, dass die Litteratur keine Förderung durch die Fürsten erfahre und dass „Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, nebelichte Namen“ seien¹⁰⁾.

Um einige Schritte näher aber kommt Herder dem Könige in der wahrscheinlich im letzten Drittel des Jahres 1779 verfassten¹¹⁾ und gleichfalls von der Berliner Akademie mit dem Preise gekrönten Abhandlung „Vom Einfluss der Regierung auf die Wissenschaften, und der Wissenschaften auf die Regierung.“ Zunächst rühmt er in dieser Schrift ganz ebenso wie in der von 1775, dass sich die Gesetzgebung „endlich näher“ um das Erziehungswesen bekümmere, und merkwürdigerweise trifft seine Äusserung, „die höheren Schulen erwarten vielleicht eben die Sorge der Regierung“¹²⁾, mit der Thatsache zusammen, dass Friedrich am 5. September 1779 seine berühmte, die höheren Schulen betreffende Kabinettsordre an den Minister von Zedlitz erliess¹³⁾. Auch erkennt Herder an, dass man in Deutschland, „durch das Vorbild eines grossen Monarchen aufgemuntert, hie und da gesucht hat, was sonst begraben lag, bekannt gemacht hat, was sonst verachtet geblieben wäre.“ Das Auffallendste aber ist, dass

1) 5, 596 ff. 2) Vgl. Haym I, 656 f. 3) Nachlass II, 123. 4) 8, 62. 5) 5, 648. 6) 5, 650. Die unmittelbar folgenden Worte: „Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man sonst nur Mechanisch empfand und schaffte“, zeigen, dass die Stelle jedenfalls auf Preussen zu beziehen ist. 7) Briefw. mit Hamann S. 112. 8) 8, 417 ff. 9) Vgl. Friedrichs Urteil über die Henriade in den Publik. aus den preuss. Staatsarchiven 4. S. 194. 10) 8, 433 f. 11) Vgl. Haym II, 117. 12) 9, 355. 13) Vgl. Schmidts Encyklop. II, 736.

er der einst so bitter von ihm verspotteten „Gedankenfreiheit“, die der König in seinen Landen gestattete, nunmehr ihr Recht widerfahren lässt. „Freiheit der Gedanken“, sagt er, „ist die frische Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften, am besten gedeihen. Der Regent eines Staates muss beinahe ohne Lieblingsmeinungen seyn, damit er die Meinungen aller in seinem Staate umfassen, dulden, läutern und zum allgemeinen Besten lenken könne. Daher sind grosse Regenten auch so selten!“¹⁾ Man meint, Herder habe bei diesen Worten Friedrich vor Augen. Ferner setzt er ausführlich auseinander, von welcher Bedeutung es für die Litteratur eines Landes sei, wenn die Regierung die Schriftsteller ehre und fördere, wenn der Fürst sie schätze, belohne und sie zu thätigem Einflusse gelangen lasse²⁾. Hierüber war er bisher, wenigstens wenn der König in Frage kam, ganz anderer Meinung gewesen, und zuweilen hatte er sogar, durch des Königs Verhalten verletzt, in trotzigem Selbstbewusstsein erklärt, die Litteratur brauche die Unterstützung von oben nicht. Nunmehr aber gesteht er doch zu: „Ohne Zweifel ist's noch eine grössere Aufmunterung der Wissenschaften, wenn der Fürst selbst Beispiel giebt; allein fast ist das Beispiel zu hoch, zu theuer. Freilich, wenn der Himmel, wie in Cäsar, Marc-Antonin, Friedrich und wenigen andern Regenten, die selten Gaben glücklich zu denken und zu handeln vereinigt, dass die Feder weder dem Scepter, noch Kriegsstabe schadet: so sind eben so ausserordentlich vereinte Gaben an ihrer Stelle doppelt ehrwürdig und schätzbar.“ Allerdings schränkt Herder diese Bemerkung sogleich wieder ein, indem er darauf verweist, wie schädlich der Geschmack der Fürsten, wenn er nicht gut sei, wirken könne; er führt als Beispiele dafür Caligula, Nero, Hadrian und Jacob I an, und ein paar Gedankenstriche scheinen anzudeuten, dass ihm auch Friedrich als Beispiel vorschwebt, dass er es aber absichtlich vermeidet, auf diesen zu exemplificieren.

In demselben Jahre, in welchem die Akademie diese Arbeit Herders veröffentlichte, erschien auch die Schrift des Königs *De la littérature allemande*. Eine Vergleichung beider Abhandlungen zeigt, dass sich der König und Herder in manchen ihrer Ansichten sehr nahe standen, so dass letzterer mit gutem Rechte den Aufsatz des Königs „eine schöne Parallele“ zu dem seinigen nennen konnte³⁾. Was die deutsche Litteratur anging, da verfuhr der König freilich etwas „willkürlich und ungerecht“, wie Herder später sagte⁴⁾. Aber wie musste dieser sich doch freuen, wenn er las, dass die französische Litteratur nicht mehr in so unbedingtem Ansehn stand, dass der König vielmehr dazu aufforderte, bei den Urbildern aller Poesie, den Alten, in die Lehre zu gehen und, statt die Nachahmer nachzuahmen, die Urquellen zu studieren. Das war ganz aus Herders Seele! Ebenso fand sich volle Übereinstimmung in ihren Ansichten über den Wert der Übersetzungen, über die höheren Schulen und Universitäten. Sodann staunte Herder geradezu darüber, ein wie scharfes Ohr der König, „den man nur zu dem Französischen Reim verwöhnt glaubte“, „für Teutschen Vers und Wohlklang“ hatte⁵⁾. „Das merkwürdigste“ aber war ihm „das Ende der Schrift“⁶⁾, also die Stelle: „Je suis comme Moïse; je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas.“ Die schmerzliche Klage, welche diese Worte enthalten, liess Herder erkennen, dass der König doch eine andere Stellung zur deutschen Litteratur einnahm, als er bisher geglaubt hatte. Er war der Meinung gewesen, Friedrich stehe derselben völlig gleichgültig gegenüber, und nun sah er, dass dieser von der Sehnsucht erfüllt war, die Blüte der Litteratur noch erleben zu können. Gewiss erschien es ihm auch „merkwürdig“, dass Friedrich dieselbe in ganz ähnlicher Weise prophezeite, wie er selbst, besonders in den Schriften der siebziger Jahre, es wiederholt gethan hatte⁷⁾.

Alle diese Umstände machen es erklärlich, dass sich nunmehr in Herders Stimmung eine Wandlung vorbereitete. Anstelle der heftigen Angriffe tritt das lebhaft Bedauern über die Stellung des Königs zur Litteratur, und in den Ausdruck desselben mischen sich allmählich unzweideutige Äusserungen der Bewunderung. Je mehr sich Herder über jene Schlussworte

¹⁾ 9, 361. Vgl. auch 15, 131. ²⁾ 9, 368. 370. ³⁾ Briefw. mit Hamann S. 167. Vgl. Suphan, Friedrichs des Grossen Schrift über die deutsche Litteratur, Berlin 1888, S. 21. ⁴⁾ 1802. Vgl. 24, 260. ⁵⁾ 24, 261. ⁶⁾ Briefw. mit Hamann S. 167. ⁷⁾ 1775 in der Schrift „Über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks“ (5, 647, 650), 1778 in der Abhandlung „Über die Würkung der Dichtkunst“ (8, 432), 1779 in dem Aufsatz „Über den Einfluss der Wissenschaften“ (9, 399, 432 f.)

freute, je näher er sich sonst in seinen Ansichten dem Könige fühlte, um so mehr musste er es natürlich beklagen, dass der königliche Schriftsteller sich gegen die Litteratur seiner Zeit, wie z. B. gegen den „Götz von Berlichingen“, ablehnend verhielt. Daher wünschte er zwar, dass der König zum Wohle Deutschlands noch einige Jahre lebe, da es nach Maria Theresias Tode den Kaiser „überall jucke“¹⁾, aber diesem legte er andererseits unter Übersendung seiner Schrift²⁾ vom „Einfluss der Wissenschaften“ in einem Gedicht seine Wünsche für „deutsche Sitt' und Wissenschaft, von Thronen ach so lange schon vertrieben“, ans Herz, auf dass „die holden Zeiten, die Friedrich von ferne sieht und nicht beförderte“, endlich nahen möchten³⁾. Ebenso bedauerte er es 1781, dass unsre „Medicis und Este“ nicht sähen, was sie „dicht vor sich Brauchbares und Gutes“ hätten: „Quis talia fando temperet a lacrimis?“⁴⁾ Er beklagte es ferner, dass sein Landsmann Willamov keinen Dank von Preussen erfahren habe⁵⁾; aber in demselben Gedicht nannte er auch „Sobieski, Peter, Friedrich — Ein hohes Drei! mit Stolz der Ewigkeit zu melden“; und wenn es sich um einen Zeugen für den Nutzen guter „Übersetzungen aus den Alten“ handelte, da wusste er keinen besseren anzuführen, als den „grössten Helden und Regenten seiner Zeit, den König von Preussen, dem wohl niemand in Europa einen klaren, weitsehenden Blick absprechen“ werde⁶⁾.

Auch die Thätigkeit Friedrichs für das Zustandekommen des Fürstenbundes, an welchen Herder grosse Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands knüpfte, trug zur Umwandlung seiner Gesinnung bei⁷⁾. Zu einer vollen Würdigung der Persönlichkeit des Königs ist er aber doch erst nach dem Tode desselben gelangt. Selbst dies folgenschwere Ereignis ging trotz allen Beifalls, welchen er den auf Friedrich bezüglichen, 1786 entstandenen Gedichten Gleims schenkte⁸⁾, ohne eine Äusserung tiefer Trauer von seiner Seite vorüber. Wie anders hatte er sich bei dem Tode Winckelmanns oder Lessings verhalten! Erst in den neunziger Jahren, nachdem ihm das Studium der 1788 herausgegebenen nachgelassenen Schriften des Königs einen tiefen Einblick in die grosse Seele desselben verschafft hatte, äusserte er sich in folgender Weise: „Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich seyn mögen“⁹⁾. Gewiss verdient es betont zu werden, dass Herder unter den nachgelassenen Schriften vor allem auf den Briefwechsel Friedrichs mit Voltaire gespannt war. Von neuem wollte er die Worte des Königs „unerschrocken prüfen“, sie „mit seinen Thaten vergleichen“, um Klarheit über sein ganzes Wesen zu gewinnen. Bei der Lektüre zeichnete er sich Stellen aus, die seinen eigenen Ansichten entsprachen, und die Ausbeute war, wie sich bald ergab, eine überraschend grosse. Man könnte in der That, — es ist nicht zu viel behauptet —, die meisten Sätze des Königs, die Herder in den Humanitätsbriefen als besonders merkwürdig zusammengestellt hat, mit Stellen aus des Dichters Werken belegen. Beide, Herder wie Friedrich, waren von dem „Werth, der Würde und Schönheit“ der Wissenschaften durchdrungen, beide verehrten das Altertum, beide hatten „eine Reihe erwählter grösserer Seelen“, an deren Beispiel sie sich aufrichteten, beide hielten es mit „wenigen, aber vesten Maximen“, beiden schien „die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechtes eingerichtet, um Menschenliebe einzufliessen“, und für beide war „die einzige Tugend“ Humanität. Wir sehen auch, wie Herder allmählich von der höchsten Bewunderung für die Regententugenden des Königs erfüllt wurde. Die Grundsätze, welche derselbe bei Ausübung seines Herrscherberufs innegehalten hatte, erschienen ihm jetzt nicht mehr als eine „schöne Hülle“, sondern er erkannte an, dass „der königliche Jüngling, der einen Anti-Machiavell schrieb, . . . sich nachher (ausser vielleicht in Fällen der dringenden Noth oder der Convention) für Welt und Nachwelt rühmlich gezeigt“ habe. „Vivre et mourir en Roi, war sein grosses Wort der Pflicht und Ehre“¹⁰⁾. Unumwunden rühmte er nun die unausgesetzte Thätigkeit Friedrichs für das allgemeine Beste, seine Billigkeit, Mässigung, Vorurteilslosigkeit, sein strenges Pflichtgefühl, seinen gesunden Verstand, seine „unglaubliche Tapferkeit“ und seinen „unerschütterten Muth“. Auch liess er sich über die preussische „Sklaverei“, die er so häufig bitter getadelt hatte, nunmehr eines besseren belehren. Die Härte des Königs entsprang, so erkannte er, der schweren Schule, die dieser durchzumachen

¹⁾ Briefw. mit Hamann S. 167. ²⁾ Vgl. Suphan 18, 525 f. ³⁾ 29, 551. ⁴⁾ 15, 39 f. ⁵⁾ 29, 69. ⁶⁾ 30, 65.
⁷⁾ Vgl. Suphans Schlussbericht 18, 526 f. ⁸⁾ Von und an Herder I, 118 u. 121. ⁹⁾ 17, 28. Vgl. auch das Gedicht „Deutschlands Ehre“. 29, 580 f. ¹⁰⁾ 17, 325.

hatte, und sie verfolgte kein andres Ziel als die Festigung des Staates nach innen und aussen. Der Mann aber, der dies scharfe Regiment führte, stand selbst unter dem eisernen Gebot der Pflicht, „wie ein Galeerensklave angekettet auf dem Schiff des Staates“, „oder wie ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen, noch einschlafen darf, ohne Furcht das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben“¹⁾. Und als Herder durch die Lektüre in die Zeit des siebenjährigen Krieges geführt wurde, da stieg seine Bewunderung „fast zum hohen tragischen Mitleid“, und voll Stolz sagte er, dass solche Briefe sich „bei keiner andern Nation, weder bei Alten noch Neuere“ fänden; ja, Friedrich sei, was die Gefahren anlange, die er glücklich hestanden habe, „in Jahrtausenden unerreichbar.“ Ferner fand er die ihm durch die Schrift von 1780 bekannte Thatsache, dass der König gegen die deutsche Litteratur nicht gleichgültig sei, von neuem bestätigt; denn schon 1739, — Herder setzt das Jahr ausdrücklich hinzu —, hatte Friedrich an den „glücklichen Produktionen“ der Künste in seinem Vaterlande Freude gehabt und bessere Zeiten erhofft. Auch war es in Herders Sinne, wenn sich der König über die „Regierungen der Welt“, besonders über die Machinationen der Höfe mit verachtender Bitterkeit äusserte, Peter den Grossen aber hochhielt. Selbst die Friedensliebe Herders, sein Abscheu vor dem Kriege fand bei dem grossen Kriegshelden ein Echo. — Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn Herder sein Unrecht gegen den König wieder gut machen und die Manen desselben versöhnen wollte. Daher widerrief er gewissermassen manches, das er früher ausgesprochen hatte, indem er Friedrich und seine Handlungsweise entschuldigte oder erklärte. Das eine allerdings, dass er französisch geschrieben habe, verzieh er ihm nicht, wohl aber die Härte seines Regiments, seine bittere Menschenfeindschaft, ja sogar die Eroberung Schlesiens und die Teilung Polens. Auch gab er zu, dass der König sich Verdienste um die Litteratur erworben habe, weil er selbst einen „grossen, edlen Geschmack“ zeigte²⁾ und „Gedankenfreiheit“ gewährte. Und wenn Herder in solcher Weise den König gerechter beurteilte, so enthielt er ihm nun auch die ehrenden Beinamen nicht mehr vor, mit welchen man ihn zu bezeichnen pflegt. Er nannte ihn den „grossen Friedrich“³⁾, den „unsterblichen König“⁴⁾, den „Einzigen“⁵⁾. Ja, er stellte ihn, „dem die Götter selbst das Gepräge der Unsterblichkeit in seine Züge drückten“, „in Manchem“ weit über Alexander und Cäsar⁶⁾ und schrieb an Gleim: „Sie sind aus Friedrichs Zeit, und ich wills auch sein und bleiben.“⁷⁾

Diese Gesinnung hat er gegen Preussen und seine Könige auch weiter bewahrt. Bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II wünschte er, dass Gott dem Könige „Licht gebe, das Wahre vom Falschen, die Freiheit von der Sklaverei zu unterscheiden“⁸⁾. Freilich konnte er die Politik dieses Fürsten nicht immer billigen⁹⁾, und vor allem fühlte er sich durch die Zensuredikte von 1788 und 1792 in seinem lebendigen Schaffen gestört. Mit um so grösserer Freude richtete sich sein „Auge und Gemüth“ auf das „königliche Paar mit den menschlichen, häuslichen, bürgerlichen Tugenden“, auf Friedrich Wilhelm III und seine Gemahlin¹⁰⁾. Er hatte im Juli 1799 die Freude, beide in Weimar zu sehen und zu sprechen. Mit grossem Vertrauen sah er in den Stürmen der Zeit auf „das preussische Wesen“¹¹⁾. Am schönsten kam diese Zuversicht zum Ausdruck in einem 1802 verfassten Aufsatz über die „Preussische Krone“, in welchem er mit klarem Auge die Bedeutung Preussens in Gegenwart und Zukunft erkannte¹²⁾. Er rühmt dasselbe als den Hort der Duldung, des Protestantismus, der Wissenschaften und Künste, als die „Mittelmacht“, die im Bunde mit Oesterreich das Gleichgewicht Europas sichere, und schliesst mit den Worten: „Der Zwist, der sie (Oesterreich und Preussen) trennte, ist fast erloschen, und bald ist die Zeit zu hoffen, da zum gemeinsamen Wohl Europa's, zur Aufrechterhaltung der Deutschen und von Deutschen abstammenden Völker ein dringendes Interesse Beide innig verbindet. Zu diesem der ganzen Menschheit erspriesslichen Zweck wird jedermann Preussen eine breitere, tiefere Basis gönnen, damit die zum Wohle Europa's nöthige Last seinen Unterthanen nicht zu drückend werde“.

1) Auf dieses Bild, das der König anwandte, kommt Herder zurück 18,56 u. 23, 455. 2) Offenbar insofern, als er die Alten las. Die Franzosen sind wenigstens nicht erwähnt. 3) 24, 260. 4) 16, 195. 5) 20, 332; 24, 260. 6) 16, 32. 7) Von und an Herder I, 159. 8) ebenda S. 122. 9) ebenda S. 152 und 244. 10) Brief von Karol. und Herder an Gleim: Von und an Herder I, 258. Möglicherweise bezieht sich das 1797 veröffentlichte Gedicht „Der Fürst“ (18, 275) auf die Thronbesteigung Friedr. Wilhelms III. 11) Von und an Herder I, 253 und 267. 12) 23, 463.

Der zweite Teil der Arbeit, „Herders Deutschum“ enthaltend, erscheint im nächsten Jahre.